

Integration konkret
Wie ein Vorzeigeprojekt der Kirchen Flüchtlingsfamilien bei der Integration hilft. **HINTERGRUND 3**

Wie vor 1200 Jahren
In Messkirch entsteht eine Klosterstadt rein aus Muskelkraft. Dahinter steckt eine Bernerin. **REGION 9**



Foto: Marija Strajnic

Rettet die Pause
Die Pause ist Musik, und sie steckt in jedem Atemzug. Dennoch kommt sie oft zu kurz. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung
Nr. 10/Oktober 2018
www.reformiert.info

Von Forschern kritisiert und bei Politikern beliebt

Wirtschaft Sanktionen sollen gezielt auf Schlüsselpersonen ausgerichtet sein. So hat es die UNO nach dem Embargo-Desaster im Irak bestimmt. Doch Syrien zeigt zurzeit: Die Wirklichkeit sieht anders aus.

Vor dem Kinderspital in Syriens Hauptstadt Damaskus warten Tag für Tag Eltern mit ihren krebserkrankten Kindern. Hier werden die kleinen Patienten noch gratis behandelt, genauso wie vor dem Krieg. Längst sind aber die Medikamentenschränke leer. Der Direktor des Spitals, Mazen Haddad, klagt darüber, viele Kinder nur noch ungenügend versorgen zu können.

Im siebten Bürgerkriegsjahr in Syrien stellt das Assad-Regime immer weniger Devisen für die Medikamentenversorgung bereit und nimmt so bewusst in Kauf, dass die Patientinnen und Patienten leiden. Es kommt noch ein wichtiger Grund für die Unterversorgung hinzu: die Sanktionen. Eigentlich sind Warensperrungen für Medikamente von der UNO geächtet. Aber Elizabeth Hoff, die für die Weltgesundheitsorganisation das kriegsversehrte Land betreut, erklärt, dass die Sanktionen indirekt auch Medikamentenlieferungen betreffen: Aufgrund der schwierigen Finanztransfers zwischen westlichen Ländern und Syrien hätten internationale Pharma-Firmen ihre Geschäftsbeziehungen abgebrochen.



Die Schwächsten als Opfer der Sanktionen? Ein Mädchen mit seiner Grossmutter im Spital von Damaskus. Foto: Reuters

Schweiz soll umschwenken

John Eibner von der Menschenrechtsorganisation Christian Solidarity International (CSI) fordert, dass die Schweiz als neutraler Staat die Sanktionen «aussetzt, bis die Auswirkungen auf die Zivilbevölkerung untersucht sind». Er kann seine Forderung mit einer von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit finanzierten Studie stützen. Sie kommt zum Schluss, dass Sanktionen einer der wichtigsten Faktoren für die schlechte Versorgung von Medikamenten seien.

2017 hat Maja Ingold, damals noch Nationalrätin der Evangelischen Volkspartei, eine Interpellation zu den Wirtschaftssanktionen gegen Syrien eingereicht und kritisiert: «Die Sanktionen wirken als Kollektivstrafe gegen das syrische Volk.» In seiner Antwort räumt der Bundesrat negative Effekte im Finanzsektor ein. Generell sieht die Regierung ihre Sanktionspolitik aber getragen von den Vereinbarungen des «Interlaken-Prozesses».

In Interlaken diskutierten vor 20 Jahren Fachleute neue Formen von Sanktionen, die nicht mehr das ganze Volk betreffen sollten. Vereinbarung wurde stattdessen, auf an Menschenrechtsverletzungen beteiligte Personen und Unterneh-

men zu zielen. Der Hintergrund des vom damaligen UNO-Generalsekretär Kofi Annan angeregten Treffens: In der Zeit wurde offensichtlich, dass sich das 1991 nach dem ersten Golfkrieg verhängte Embargo gegen den Irak zur humanitären Katastrophe entwickelte. 2005 bilanzierte der frühere UNO-Beauftragte des Programms «Öl für Lebensmittel», Hans von Sponeck, dass 1,5 Millionen Iraker aufgrund von fehlenden Medikamenten und Nahrungsmitteln gestorben seien. Vor allem Kinder waren betroffen.

Magere Erfolgsbilanz

Das Beispiel Irak zeigt nicht nur die verheerende Wirkung wirtschaftlicher Sanktionen auf das Leben der Zivilbevölkerung. Es beweist auch: Embargos haben die Diktatoren selten in die Knie gezwungen.

Insgesamt fällt die Erfolgsbilanz politisch motivierter Handelssperren kläglich aus. Das Peterson-Institut in Washington untersuchte über 115 Embargos im 20. Jahrhundert. Nur in einem Drittel der Fälle führten die Sanktionen zum Ziel. Andere Forscher taxieren den Erfolg noch weit geringer. Was auffällt: Akademische Studien beurteilen die Sanktionen zusehends kritischer, in der Politik werden sie derweil immer beliebter. Delf Bucher

Kommentar

Ehrlich und doch das falsche Signal

Wer ehrlich ist, muss zugeben: Das Embargo gegen das Assad-Regime hat nichts gebracht. Die Forderung der christlichen Menschenrechtsorganisation Christian Solidarity International, die Sanktionen auszusetzen, scheint folgerichtig. Die Strafmassnahmen wurden 2011 von den USA und der EU mit dem Ziel verhängt, einen Regierungswechsel herbeizuführen. Doch Bashar al-Assad wurde nicht geschwächt. Vielmehr hat er dank der Unterstützung von Russland und dem Versagen der internationalen Gemeinschaft den Bürgerkrieg für sich entschieden.

Auf der falschen Seite

Die Sanktionen verfehlen nicht nur ihre Wirkung, sie sind laut einer Studie auch ein wichtiger Faktor für die schlechte Versorgung mit Medikamenten. Also gleich zwei Gründe, um sie aufzuheben? Nein. Selbst wenn sich die medizinische

Situation der Bevölkerung dadurch verbessern sollte, führt Bashar al-Assad seinen Vernichtungskrieg gegen weite Teile der eigenen Bevölkerung weiter. Er lässt dann einfach zivile Krankenhäuser bombardieren, deren Medikamentenschränke wieder aufgefüllt werden konnten. Eine Aufhebung der Sanktionen wäre zudem das falsche Signal. Im August hatte auch der syrische Vize-Aussenminister Faisal Mekdad ein Ende des Embargos gefordert. Seine Regierung brauche Unterstützung beim Wiederaufbau und für die Rückkehr der Flüchtlinge. Würde die Schweiz wieder Waren nach Syrien exportieren, stellte sie sich nicht nur auf die Seite Assads und gegen die internationale Gemeinschaft, sie gäbe dem Regime auch Recht, dass eine Rückkehr für die Flüchtlinge sicher sei. Der Krieg in Syrien ist zwar entschieden, aber noch nicht vorbei.



Nicola Mohler
«reformiert.»-Redaktorin
in Bern

Kirchliche Skepsis zur Initiative der SVP

Politik Zur Initiative gegen «fremde Richter» gibt der Kirchenbund keine Empfehlung ab. Aber er hat Bedenken.

Über die Selbstbestimmungsinitiative wird am 25. November abgestimmt. Mit «Schweizer Recht statt fremde Richter» will die SVP einen generellen Vorrang des Verfassungsrechts gegenüber dem Völkerrecht in die Verfassung schreiben. Zudem sollen Behörden die Pflicht haben, völkerrechtliche Verträge anzupassen oder zu kündigen, falls ein Widerspruch zur Schweizer Verfassung besteht. Die Befürworter erhoffen sich Rechtssicherheit und die konsequente Umsetzung von Volksentscheiden. Die Gegner sehen letztlich die Europäische Menschenrechtskonvention angegriffen, obwohl die Initianten versichern, Menschenrechte seien von der Vorlage ebenso wenig tangiert wie «zwingendes Völkerrecht».

Über 100 Organisationen bilden die «Allianz der Zivilgesellschaft» gegen die Initiative. Darunter sind viele kirchliche oder reformierte Organisationen wie etwa die Evangelischen Frauen Schweiz, Brot für alle oder das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks).

Theologie und Demokratie

Trotz der Initiativgegner im kirchlichen Umfeld entschied sich der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) gegen eine Abstimmungsempfehlung. Schweigen will er deswegen nicht. Zu einem bereits 2015 publizierten Grundagentext über das Verhältnis von Demokratie und Menschenrechten kommen unter dem Titel «Zum Wohl der Gemeinschaft» neu drei «Botschaften» hinzu. Der SEK wolle sich damit «auf theologischer Ebene einem politisch brisanten Thema annähern», sagt Daniel Reuter, Vizepräsident des Rates des Kirchenbunds. Den Kirchenmitgliedern als politische Stimmberechtigte wolle der Kirchenbund zugleich den Entscheid offen lassen, da er keinen Bekenntnisnotstand erkenne, sagt Reuter.

Implizit weisen die veröffentlichten Stellungnahmen aber durchaus in Richtung Ablehnung der Initiative. «Gegen die Selbstvergötterung des Souveräns» lautet etwa der Titel der zweiten Botschaft. Darin heisst es, es widerspreche «dem Willen Gottes ebenso wie dem Geist der Demokratie», die eigenen politischen Entscheidungen zur letzten Instanz zu erheben. Marius Schären

Sagen, was Sache ist – wie reden im Gottesdienst?

Tagung Der Kirchenjargon hat ausgedient. Erik Flügge rät den Pfarrpersonen: Sprecht klar und direkt.

Der deutsche PR-Berater Erik Flügge hat vor zwei Jahren mit seinem Buch «Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt» einen Nerv getroffen. Mit seiner Kritik an schwurbelnden Pfarrpersonen polarisierte er und löste eine breite Debatte über das Sprechen in der Kirche und kirchliche Kommunikation im Allgemeinen aus. Eine Tagung in Bern geht der Sache nun auf den Grund.

Herr Flügge, Sie kritisieren, dass in der Kirche zu gestelzt gesprochen werde. Na und? Pfarrpersonen müssen ja keine Entertainer sein.
Erik Flügge: Klar, nur geht der Kirche mehr und mehr das Publikum verloren. Das kann ja nicht in ihrem Sinn sein, denn ohne Mitglieder keine Kirche. Ich glaube, die Kirche braucht, wie jeder andere Betrieb, eine überzeugende Art, mit breiten Massen zu kommunizieren. Es genügt heutzutage nicht mehr, ein paar Insider mit altbekannten Formeln zu bedienen.

Wie erreicht man denn die sogenannten «Kirchenfernen»?

Indem Kirchenvertreter ihre Rolle neu überdenken. Die Pfarrerin und der Prediger sind nicht primär Funktionäre oder Fachpersonen, die ihr Wissen ausbreiten. Es sind Menschen, die über ihr Glaubensverständnis reden und mit Überzeugung die beste aller Botschaften unter die Leute bringen.

Mit viel Pathos, wie in charismatischen Gottesdiensten?

Ja, wenn der Sprechende von seinem Inhalt überzeugt ist, kann er reden, wie er will. Wenn ihm oder ihr aber die Überzeugung fehlt, wirkt es rasch gestelzt. Die Worte gleiten dann in pfarrherrlichem Singsang über die Köpfe der Leute hinweg und erreichen sie nicht. Deshalb plädiere ich für eine neue Glaubenskommunikation.

Was meinen Sie damit?

Dass in der Kirche dieselben Gesetze herrschen wie in der Kommunikation allgemein. Wer öffentlich spricht, muss sich folgende Fragen stellen: Wie muss eine Geschichte aufgebaut sein, dass sie spannend ist? Glaube ich, was ich erzähle? Könnten die Zuhörer die Geschichte nacherzählen? Voilà, so einfach.
Interview: Katharina Kilchenmann

«Sagt doch einfach, was Sache ist!» Tagung mit Erik Flügge und anderen Referentinnen und Referenten. 2.11., 9.15–17.15 Uhr, Universität Bern, www.liturgik.unibe.ch



Erik Flügge sucht Alternativen zum öden «Kirchensprech». Foto: zvg



Damit Frauen nicht Opfer werden: Kundgebung in Genf nach den Angriffen im Sommer.

Foto: Keystone

Gewalt gegen Frauen ist hemmungsloser

Gesellschaft Seit dem Angriff auf fünf Frauen vor einem Nachtclub in Genf diskutiert die Schweiz über Gewalt gegen Frauen im öffentlichen Raum. Berner Fachleute bestätigen, dass das Klima im Ausgang aggressiver werde.

Junge Frauen im nächtlichen Ausgang leben deutlich gefährlicher als noch vor fünfzehn Jahren. Die neusten Zahlen der nationalen Opferhilfestatistik machen deutlich, dass die Fälle von Gewalt gegen 15- bis 24-jährige Frauen stark zugenommen haben. Dennoch sind nach wie vor mehr junge Männer Opfer von Gewalttaten.

Hier ist jedoch ein rückläufiger Trend feststellbar: Seit 2009 sinkt für sie das Risiko im öffentlichen Raum, attackiert zu werden. Bei den Frauen ist dieser Trend schweizweit nicht feststellbar. Etwas anders sieht es im Kanton Bern aus. «In den Städten Bern, Biel, im Seeland und im Jura stellen wir keine Zunahme von Gewalt an jungen Frauen im

Ausgang fest», meint Pia Altorfer, Stellenleiterin der Beratungsstelle Opferhilfe Bern. Jedoch habe sich die Art der Gewalt verändert. «Wir beobachten, dass sich die Qualität der Gewalt verändert hat: die Männer schlagen hemmungsloser zu als noch vor zehn Jahren.» Das zeige die Art der Verletzungen, fährt die Sozialarbeiterin fort. Die Frauen seien häufig schwerer verletzt. «Die Hemmschwelle scheint zu sinken: die gewalttätigen Männer schlagen brutaler zu.»

Migration als Problem

Dass Frauen im öffentlichen Raum von Männern spitalreif geschlagen werden, schockiert. Und spätestens seit der Attacke gegen die Nacht-

clubbesucherinnen in Genf diesen Sommer wird das Thema auch in der Öffentlichkeit heftig diskutiert. Unter den Tätern finden sich sowohl einheimische Männer wie auch Männer mit Migrationshintergrund. «Woher jemand kommt, aus welchem kulturellen Hintergrund heraus er agiert, kann auf jeden Fall eine Rolle spielen», sagt die Fachfrau von der Opferhilfe. «Wir beobachten, dass Männer, die in ausgeprägten patriarchalen Strukturen aufgewachsen sind, rascher beleidigt auf Zurückweisung reagieren. Und aus dieser Beleidigung heraus kann Gewalt entstehen.» Man dürfe das Gewaltproblem aber «auf gar keinen Fall» generell den Ausländern zuschieben.

Kommentar

Die unschöne Idee von der ewigen Sommerzeit

Zeitsprung Bald stellt Europa die Uhren wieder um. Hoffentlich bleibt die Winterzeit als Standard erhalten.

Ende Oktober werden die Uhren von der «künstlichen» Sommerzeit eine Stunde auf die «natürliche» Winterzeit zurückgestellt. Wie schon so manches Jahr zuvor. Vielleicht zum letzten Mal, denn in der Europäischen Union wird diskutiert, künftig auf die halbjährliche Umschaltung zu verzichten. Das ist vernünftig. Aber: Im Raum steht auch die Idee, nicht die Winter-, sondern die Sommerzeit zur neuen Standardzeit zu er-

klären, weil man so das Tageslicht optimal nutzen könnte. Dass bei diesem Kunstgriff die Zeit definitiv den Bezug zu ihren astronomischen Gegebenheiten verlöre, scheint den Politikern egal zu sein. Dabei wäre gerade in unserer zunehmend entwurzelten Welt wieder mehr Hinwendung zur Natur und ihren kosmischen Konstanten zu begrüssen.

Ehrlicherweise muss aber gesagt werden, dass auch die vermeintlich natürliche Winterzeit keineswegs astrein ist. Anders als in früheren Jahrhunderten: Das Uhrwerk des Berner Zytgloggeturms richtete sich einst nach dem Mittagsstand der Sonne, und diese solar getaktete Ortszeit galt für das ganze Berner Herrschaftsgebiet. Entsprechend tickten die Genfer Uhren anders: Hier steht die Sonne nicht zur selben Zeit am Zenit wie in Bern.

Schuld ist die Eisenbahn

Im Lauf des 19. Jahrhunderts wurden die lokalen, auf den Sonnenstand bezogenen Zeitsysteme hin- und hergeschoben, denn der zunehmende Eisenbahnverkehr erforderte eine

grossflächige Gleichschaltung. Zu diesem Zweck schuf man Zeitzonen. Die Mitteleuropäische Zeit (MEZ) umfasst seither ein Gebiet von rund 2600 Kilometern in ost-westlicher Richtung. Von «natürlicher» Zeit bleibt da nicht mehr viel übrig. Und doch hat auch die MEZ noch einen astronomischen Referenzpunkt: Sie orientiert sich am Mittagsstand der Sonne auf dem 15. östlichen Längengrad. Das gilt aber nur für die Winterzeit; die Sommerzeit ist definitiv ein künstliches Gebilde. Würde nun diese zur Ganzjahreszeit erklärt, würde auch noch die letzte natürliche Anbindung reissen. Egal, was die Nützlichkeitsabwägungen sagen: Das Unbehagen bleibt. Der Mensch braucht nicht alles nach seinem Willen zu manipulieren – den Kosmos schon gar nicht.



Hans Herrmann «reformiert.»-Redaktor in Bern

Auch Gewaltberaterin Leena Hässig von der Fachstelle Gewalt Bern stellt fest, dass das Klima im Ausgang aggressiver geworden sei. «Unser Eindruck ist, dass die Leute zunehmend reizbar sind und unter mehr Stress stehen.» Der Kreislauf von Demütigungen bei der Arbeit- oder Arbeitssuche zum Beispiel, dem daraus resultierenden Aufbau von Wut und dem Abbau von Frustration durch Gewalt sei

«Die Leute sind reizbarer und stehen unter mehr Stress.»

Leena Hässig
Psychologin, Gewaltberaterin

angeheizt, meint Hässig. Auch vermisst die Psychologin das Regulativ in der Gesellschaft. «Im öffentlichen Raum fehlen immer mehr die Leute, die, wenn sie Zeuge von verbalen oder körperlichen Attacken werden, reagieren und einschreiten.» Die Verantwortung werde an die Polizei delegiert.

«Mir scheint, als ob das «Miteinander» schwächer würde. Das fördert verantwortungsloses Handeln», fährt Hässig fort. Doch das seien lediglich Erklärungsversuche. «Gewalt darf nie verharmlost werden. Es bleibt die Pflicht eines jeden von uns, Lösungen zur Verbesserung des Klimas zu finden.»

Respekt trainieren

So sieht es auch Sabine Brändlin, Ratsmitglied beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK). Sie betont, dass im kirchlichen Unterricht viel Basisarbeit zu diesem Thema geleistet werde. Hier werde über Respekt und Menschenwürde gesprochen, über Gleichberechtigung und Probleme im interkulturellen Zusammenleben. «Kinder und Jugendliche lernen im kirchlichen Unterricht, sich gegenüber anderen respektvoll zu verhalten und nicht wegzuschauen, wenn anderen Gewalt widerfährt», sagt Sabine Brändlin. Katharina Kilchenmann

Solidarität bis zum Tod auch bei Sterbehilfe

Gesellschaft Pfarrer und Pfarrerrinnen sollen jeden Menschen seelsorgerisch begleiten, wann immer dieser es wünscht – also auch, wenn er einen assistierten Suizid plant. Das ist das Fazit eines neuen Positionspapiers der Berner Kirchenleitung, des Synodalrates der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn (Refbejus). Mitte September hat der Synodalrat diese Empfehlung präsentiert. Seelsorge bedeute Solidarität mit leidenden Menschen – egal, wer sie seien und was sie täten, begründete er seine Haltung. Zwei Punkte betonte dabei Matthias Zindler, Leiter Theologie bei Refbejus: Man habe sich mit dem assistierten Suizid beschäftigt, weil die Pfarerschaft danach gefragt habe. Und: «Es ist weder eine Vorgabe noch eine Leitlinie», hielt Zindler fest. Jede Pfarrperson entscheide selbst, ob sie in dieser Situation die Begleitung leisten möchte. Falls nötig, helfe die Kirchenleitung bei der Suche nach einer Vertretung. mar

Bericht: www.reformiert.info/sterbehilfe

Lieber Aufgabenhilfe als Fussball im Park

Migration Unterstützung im Kontakt mit den Behörden oder Hausaufgabenhilfe: Ein Patenschaftsprojekt der Kirchen im Kanton Waadt setzt Massstäbe in der Freiwilligenarbeit mit Flüchtlingen.

Am Anfang war da die Sache mit dem Schnee. «Er war mir ein Rätsel. Wo kommt er her? Und dann das Eis auf dem Trottoir – ständig bin ich ausgerutscht.» Hassan Sharif sitzt auf dem Sofa in seiner Dreizimmerwohnung in Lausanne. Der Somalier mit der unscheinbaren Brille lacht viel, wenn er in gebrochenem Französisch erzählt. Von der Zeit, in der er vor zehn Jahren von Mogadischu in die Schweiz floh und wenig zu lachen hatte. Keine Arbeit, ein unsicherer Aufenthaltsstatus, keine Sprachkenntnisse, die Familie noch im Heimatland. Und dazu der mitteleuropäische Winter mit seinen Tücken.

An diesem Spätsommertag sind Schnee und Einsamkeit weit weg, die Sonne scheint, es herrscht Wimmelbildatmosphäre. Neben den Eltern sind die fünf Kinder der Familie Sharif daheim, dazu ist die Lausannerin Loyse Felber Medlin mit ihren drei Kindern und der Nachbarin Anne Peultier zu Besuch. Die Söhne der Sharifs sitzen mit den Schweizer Kindern am Tisch.

«Meine Kinder sollen Schweizer werden und ihre Berufe frei wählen können.»



Hausaufgabenhilfe und kultureller Austausch: Anaëlle mit Adhya, Mahad, Clément und Abdi (von links).

Foto: Yves Leresche

Hassan Sharif
Flüchtling aus Somalia

Auf dem Programm: Hausaufgaben. Die 11-jährige Anaëlle übt mit Mahad (12) Deutsch. «Welche Sprache sprichst du?», fragt sie Mahad. «Ich spreche Deutsch», antwortet der Junge. Ein Bild, wie es sich seit zwei Jahren am Mittwochnachmittag wiederholt.

Dass sich die Familie Felber Medlin und die Sharifs kennengelernt haben, ist kein Zufall. Beide nehmen

am Patenschaftsprojekt teil, das die evangelische und die katholische Kirche vor zwei Jahren zusammen mit verschiedenen Organisationen initiierten. Es gilt als Vorzeigeprojekt, das eng mit den Ausländerbehörden zusammenarbeitet, etwa bei der Vermittlung.

Rund 550 Patenschaften zwischen Flüchtlingen und der lokalen Bevölkerung kamen bisher zu Stande. «Wir sind damals recht spontan gestartet», erzählt Diane Barraud, evangelische Pfarrerin bei einer ökumenischen Anlaufstelle für Flüchtlinge in Lausanne. «Die Hilfsbereitschaft war enorm gross,

nicht zuletzt, weil die Menschen den Fernsehbildern der Flüchtlingskrise etwas entgegensetzen wollten.»

Mädchen die Hand geben

Die Aktion bekam schnell Strukturen im ganzen Kanton Waadt. Als regionale Ansprechpartner fungierten meistens die Kirchen. Seminare für Teilnehmer zu Themen wie kulturelle Differenzen und Ausländerrecht wurden organisiert. Und Treffen zum Erfahrungsaustausch.

Die Art der Patenschaften variiert: Vom lockeren Kontakt in der Freizeit bis zur Unterstützung in administrativen Belangen. Loyse Fel-

ber beteiligt sich, weil sie ihren Kindern zeigen will, dass der eigene Wohlstand nicht selbstverständlich ist. Und sie suchte kulturellen Austausch. Schlittschuhfahren oder Kicken im Park – so hatte sich die Mutter die Patenschaft vorgestellt. «Aber Herr Sharif hat das vereitelt», sagt die Biologin. Sie lacht.

Seine Ansage: Hausaufgabenhilfe. Der Muslim erklärt: «Als ich meine Familie vor drei Jahren in die Schweiz holen konnte, sprach keiner ein Wort Französisch, die Jungs mussten aber gleich zur Schule. Wir brauchten Unterstützung.» Die Integration ist ihm wichtig, eine

Rückkehr nach Somalia schliesst er aus. Die Familie hat eine Aufenthaltsbewilligung B. «Meine Kinder sollen Schweizer werden und ihre Berufe frei wählen können.»

Loyse Felber und Anne Peultier vermitteln auch zwischen den Lehrern und der Familie. Ab und an kommen auch heikle Themen zur Sprache. Die Lehrer erzählten, dass der zehnjährige Abdi den Mädchen seiner Klasse erst nicht die Hand reichen wollte. «Und als er erfuhr, dass wir Christen sind, war er entsetzt.» Loyse Felber erklärte dem Jungen, dass in der Schweiz Christen, Muslime und Juden in der Schule gemeinsam lernen. «Diese Grundsätze unserer Gesellschaft lernen Kinder sonst daheim», sagt sie. Auch leben die Sharifs ein sehr traditionelles Rollenbild der Geschlechter. Kaoussar Sharif bleibt viel daheim, während ihr Mann als Küchenhilfe arbeitet. Dass Paten manchmal unversehens vor schwierigen Themen stehen, weiss auch Pfarrerin Diane Barraud. «Genau dafür braucht es die regionalen Ansprechpartner.»

Zusammen in den Schnee

Weil Loyse Felber und Anne Peultier inzwischen mehr arbeiten und zugleich die Hausaufgabenbetreuung der Kinder immer anspruchsvoller wird, wollen sie gemeinsam mit den Behörden eine professionelle Unterstützung organisieren. Die Familien möchten in Zukunft vermehrt ihre Freundschaft pflegen.

Loyse Felber hat einen Wunsch: «Ich möchte mit allen in die Berge fahren, vielleicht zum Skifahren. Ich will die Kinder gemeinsam erleben – im Schnee.» Cornelia Krause

Kirchliche Projekte sollen Schule machen

Auch der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) hält das Patenschaftsprojekt im Waadtland für ein Vorzeigeprojekt. Er fasst eine Ausweitung auf weitere Kantone ins Auge. «Das Projekt ist überkonfessionell, bietet Strukturen für Weiterbildung von Freiwilligen und gewährt eine hohe Qualität», sagt Silvana Menzli, SEK-Expertin für Migration. Der SEK evaluiert derzeit in sechs Kantonen die kirchlichen Angebote. Ziel ist es, gut funktionierende Projekte herauszufiltern und zu multiplizieren. Viele Kirchen seien bereit, sich für die Integration von Flüchtlingen zu engagieren, sagt Menzli. Damit setzten sie auch ein Zeichen an die Adresse des Bundesrates. Er entscheidet 2019, ob die Schweiz auch künftig Flüchtlinge im Rahmen von Resettlement-Programmen aufnehmen will. Der SEK hat sich klar dafür ausgesprochen.

Am evangelischen Familientreffen

Kirchengemeinschaft Protestanten aus Europa und Südamerika trafen sich in Basel. Bekräftigt wurde der Wille zum Dialog mit den Katholiken.

An langen Tischen im Kirchenschiff des Basler Münsters tagten sie. Der gotische Raum, dezent beleuchtet von unzähligen Teelichtern und riesigen Lüstern, erinnerte an den Esssaal in Harry Potters Zauber-Schule Hogwarts. Während der Sitzungen, bei den Wahlen und in den Arbeitsgruppen sprach man deutsch und englisch. Und für Gäste aus Osteuropa und Südamerika standen Kopf-

hörer für die Simultanübersetzung zur Verfügung.

Rund 200 Abgeordnete von 107 Kirchen aus über 30 Ländern Europas und Südamerikas hatten sich zur Vollversammlung der Geke eingefunden. Diese Abkürzung steht für die Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen Europas, der Lutheraner also, Methodisten, Reformierten und Unierten. Seit den 45 Jah-

ren ihres Bestehens tagte die Geke-Vollversammlung erstmals in der Schweiz. Gastgeber war der Schweizerische Evangelische Kirchenbund. Dessen Präsident Gottfried Locher, der als geschäftsführender Geke-Präsident bestätigt wurde, zieht positive Bilanz: «Das Wichtigste ist die Begegnung», sagt er. «Man muss sich kennenlernen, um zu verstehen, dass Protestantismus auf so unterschiedliche Art gelebt werden kann.» Nur im persönlichen Kontakt finde man eine gemeinsame Sprache als Voraussetzung für eine gemeinsame Kirche.

Ökumenischer Meilenstein

Auch der verstärkte Dialog mit der katholischen Kirche war Thema. Im Festgottesdienst am 16. September unterzeichneten Gottfried Locher

und Kurt Koch als Ökumene-Minister beim Vatikan eine Absichtserklärung für einen offiziellen Dialog zwischen Geke und Rom.

«Wenn wir eine Kirchengemeinschaft anstreben, brauchen wir auch

«Nur in der Begegnung versteht man, wie unterschiedlich der Protestantismus gelebt wird.»

Gottfried Locher,
SEK- und Geke-Präsident

ein gemeinsames Verständnis für die Frage, was Kirche ist», sagte Kardinal Koch gegenüber «reformiert». Was der Dialog bringt und wie weit die Annäherung der Kirchen gehen soll, das sei freilich offen, meint Koch. Es werde sich zeigen, wo die Gemeinsamkeiten und Differenzen seien. «Ich bin jedoch der Meinung, dass uns viel mehr eint als trennt», sagt der Kardinal.

Gottfried Locher betont, dass nun ein Dialog mit Rom aus einer gesamtprotestantischen Position heraus möglich werde. «Dass wir den Dialog führen, obwohl wir verschieden sind, ist sehr erfreulich. Und dass beide Seiten den Prozess der Annäherung starten, ist ein Meilenstein.» Katharina Kilchenmann

Interviews, Berichte: reformiert.info/geke

Ein intimer Reisebegleiter in Sachen Sex

Sachbuch Notburga Fischer schreibt über Sex. Mit ihrem Buch will sie eine Orientierungshilfe im Dschungel des Alles-ist-möglich geben.

Seit der sexuellen Revolution Ende der sechziger Jahre ist viel passiert. Dennoch scheint heute die Ratlosigkeit, was den Sex betrifft, wieder grösser zu werden. Warum?

Notburga Fischer: Tatsächlich hat die sexuelle Revolution der Achtundsechziger die Grenzen der vorangehenden Generationen gesprengt. Für die Generation meiner Grosseltern war der Sex vor allem ein Tabu und laut kirchlicher Moral ausschliesslich für die Fortpflanzung erlaubt. Heute ist alles erlaubt, das schafft neue Verunsicherungen.

Welche?

Das Internet hat die Freiräume um ein Vielfaches erweitert. Die Möglichkeiten an verhandelbaren Sexualpraktiken und vielfältigen Beziehungsgestaltungen sind unendlich. Per Mausclick haben wir Zugang zu Seitensprung-Portalen, Pornoseiten, Polyamorie-Treffen und können jederzeit für das Gewünschte

den passenden Partner finden. Doch was sich hier als Freiheit präsentiert, schafft gleichzeitig ein Bedürfnis nach Sicherheit.

Wie meinen sie das?

Diese äussere Befreiung und zunehmende Fremdregulation geht häufig mit einem inneren Gefühl der Leere einher. Das Individuum steht stark im Zentrum. Der Einzelne, der sich oft losgelöst von Beziehung sexuell inszeniert, kommuniziert fast nur noch auf genitaler Ebene ohne Herz und Bewusstsein. In Beratungsgesprächen stelle ich immer wieder fest, dass gerade diese Art von Isolation sie ratlos macht.

Wieso das?

Die meisten haben ein Empfinden dafür, dass Sexualität mehr ist als die sofortige Erfüllung der eigenen Bedürfnisse. Wer sich vor allem an medialen Vorgaben orientiert oder sein Liebesleben in die virtuelle Welt



Sexuelle Liebe im Alter: Zusammensein ohne Ziel und Hast.

Foto: S. Rausser

verlagert, tut dies auf Kosten der real gelebten Beziehungen. Und dazu kommt: wir alle leben unsere Sexualität nie losgelöst von der sexuellen Prägung durch unsere Eltern und Grosseltern.

Wie wirkt sich denn das Sexuelleben unserer Eltern auf uns aus?

Als Kind erleben wir unsere Eltern nicht nur als Mutter und Vater, sondern auch als sexuelle Wesen. Wir nehmen ihr Beziehungsverhalten auf und imitieren es: ihr physisches und emotionales Klima, ihre Art sich zu berühren oder sich fern zu bleiben. Als Kinder übernehmen wir ihr Verhalten vielleicht nicht eins zu eins, aber es prägt uns. So wie uns anderes auch prägt. Als Erwachsene, ganz besonders wenn wir selber

Eltern werden, reproduzieren wir dann das, was wir im Körper gespeichert haben, und leiden vielleicht unter einem Klima, das wir nicht wollten und nicht verstehen. So ist es nicht verwunderlich, dass vor allem in der Lebensmitte Schwierigkeiten beim Sex innerhalb der Partnerschaft auftauchen oder Ausenbeziehungen eine schmerzhaft dynamische Auslöser sind. Meine Erfahrung ist, dass kaum jemand davon verschont bleibt.

Was meinen Sie mit der These, dass die sexuelle Liebe ein lebenslanger Lern- und Reifeprozess sei?

Sexualität in der Kindheit ist etwas anderes als in der Pubertät oder mit 20, 40 oder 80. Das mag wie eine Binsenwahrheit klingen, doch ge-

rade weil die psychosexuelle Entwicklung nicht linear verläuft, ist es nicht immer einfach, sich selbst oder den Anderen zu verstehen. Jede Reifestufe bringt neue Themen und Inhalte, und hat ihre eigene Qualität und ihren Reichtum.

Welche Qualität bringt das Alter?

Nach der Zeit des Elternseins geht es bei der sexuellen Liebe nicht mehr darum, Kinder zu zeugen, sondern darum, auf andere Art kreativ zu werden? Der Kontakt ist ganzkörperlicher und weniger auf die Genitalien ausgerichtet. Mehr zusammen sein und ineinander verweilen ohne Ziel und ohne Hast. Es stellt sich die Frage: Welche Qualitäten geben wir der nächsten Generation weiter? Und Liebe machen im Bewusstsein, es könnte das letzte Mal überhaupt sein, hat durchaus eine spirituelle Dimension.

Interview: Katharina Kilchenmann



Notburga Fischer, 57

Aufgewachsen in Österreich, lebt sie seit 1997 in Bern und führt eine eigene Praxis für Integratives Coaching, Paar- und Sexualtherapie. Zusammen mit ihrem Mann, dem Psychiater Robert Fischer, bietet sie Seminare für Frauen, Männer und Paare an.

Reifestufen der sexuellen Liebe. Innenwelt Verlag Köln, 2018, www.innenwelt-verlag.de

INSERATE

Evangelische Frauen Schweiz (EFS)
Femmes Protestantes en Suisse (FPS)

Die Evangelischen Frauen Schweiz (EFS) sind der Schweizer Dachverband reformierter und ökumenischer Frauenverbände und repräsentieren rund 37 000 Mitglieder (www.efs.ch). Die EFS nehmen Stellung zu aktuellen Entwicklungen und vernetzen Frauen aus Kirche und Politik.

Wir suchen ab Mai 2019 eine
Präsidentin 50–60%

Wir bieten

- ... die Möglichkeit, gemeinsam mit einem motivierten und engagierten Team auf nationaler Ebene Themen zu setzen und den Verband zu gestalten
- ... eine professionelle Geschäftsstelle
- ... eine angemessene Entschädigung plus GA und Spesenpauschale
- ... Home Office und Jahresarbeitszeit

Sie

- ... haben Interesse an Frauenfragen in Kirche und Politik
- ... sind kommunikativ und haben Freude an repräsentativen Aufgaben
- ... interessieren sich für die Arbeit auf nationaler Ebene
- ... verstehen und sprechen Deutsch und Französisch
- ... bringen Führungskompetenz mit und leiten gerne Sitzungen
- ... wissen, wie man sich erfolgreich vernetzt
- ... sind bereit, Termine in Bern und an weiteren Orten in der Schweiz wahrzunehmen

Weitere Auskünfte:
Dorothea Forster, Präsidentin
Telefon 033 684 00 02

Bitte senden Sie Ihre Bewerbung bis am **25. Oktober 2018** an geschäftsstelle@efs.ch

© Georg Lutz, Drinking Water from Lourdes and Mecca, 2016

Heilige Wasser

BART

Kunst, Geist und Gegenwart.
Magazin jetzt online
probelesen und bestellen auf
www.bartmagazin.com

NAHE **TAIZE** im Süd-Burgund: PRIVATE
UNTERKUNFT FÜR BIS ZU 10 PERSONEN

- Zum Auftanken
- Zum Gebet
- Zur Meditation

Informationen: Herbert 078/834 14 10

80 Jahre **Unterwegs Du**

persönlich – beratend – begleitend www.zum-du.ch

Basel/Bern: 031 312 90 91 Zürich/Ostschweiz: 052 536 48 87

5023 Biberstein
062 839 30 90 **Radio Freundes-Dienst**

Leben für Alle
über DAB+

Infos und Programm: radiofd.ch

www.friedwald.ch

Baum als letzte Ruhestätte
70 Anlagen in der Schweiz

052 / 741 42 12

Kurse und Weiterbildung

«Wenn leer scheint jedes Wort...» – Trost in Trauersituationen
Besuchsdienstmodul Palliative Care
27.11.2018, 10.30–17.30 Uhr
Gut Ralligen am Thunersee
Anmeldeschluss: 12.11.2018

Vorbereitungstagung zum Weltgebetstag 2019 (inkl. Kinderliturgie)
Liturgie aus Slowenien: Come – Everything Is Ready
17.11.2018, 09.00–17.00 Uhr
+ 19.11.2018, 08.30–16.30 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 31.10.2018

Kirche in Bewegung – Lernen vor Ort
Versuche mit neuen kirchlichen Formen kennenlernen – je ein Tag in Bern und Zürich
19.10.2018, 09.00–17.00 Uhr, Dorfkirche Steffisburg, Schluss in Bern
26.10.2018, 09.05 Uhr Zürich HB beim Treffpunkt oder 09.40 Uhr Tramhaltestelle Luegisland, Schluss um 16.30 Uhr in ZH Wollishofen
Anmeldeschluss: 08.10.2018

Kirchgemeinderat
Basismodul: Neu im Kirchgemeinderat
(mit computergestützter Vorbereitung)
Einführung in die Aufgaben, Verantwortlichkeiten und Kompetenzen
Dieser Kurs ist auch für Rätinnen/Räte aus unserem solothurnischen Kirchengebiet geeignet.
17.01., 07.02., 28.02., 14.03., jeweils 18.00–21.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Altersarbeit
Erfahrungen austauschen, weitergeben, reflektieren
24.10.2018, 14.00–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 20.10.2018

Zusammen spielen: Neue Spiele für vier Generationen – oder doch lieber jassen?
6.11.2018, 16.00–19.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 06.10.2018

Freiwilligenarbeit
Balance von Nähe und Distanz
Besuchsdienstmodul C
Der Kurs steht auch pflegenden Angehörigen offen.
31.10.2018, 13.30–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 17.10.2018

Wenn die besuchten Menschen älter werden – Chancen und Herausforderungen
Besuchsdienstmodul D
08.11.2018, 13.30–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 30.10.2018

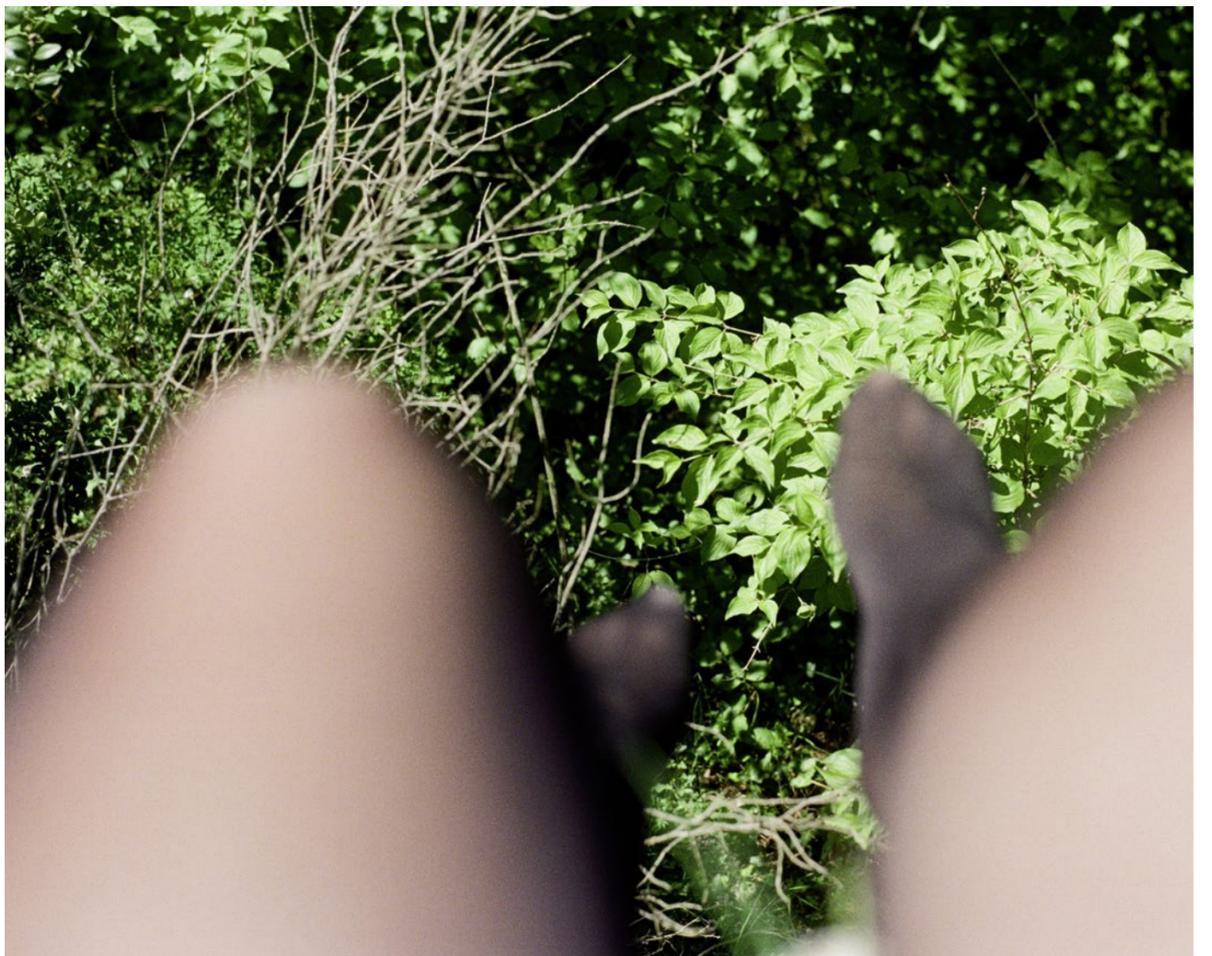
Programme und Anmeldung
www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées Berne-Jura-Soleure

DOSSIER: *Pause*

Wer die Langeweile aushält, findet das Glück

Die Pause hat einen schweren Stand. Nicht nur im Fernsehen wurde die Sendepause abgeschafft. Auch der Arbeitsrhythmus ist dichter und in der Freizeit das Ablenkungspotenzial grösser geworden. Doch die Pause gehört zum Menschen, sie steckt in jedem Atemzug. Es ist höchste Zeit, die zwecklosen Auszeiten wieder zu entdecken und selbst die Langeweile auszuhalten. Denn auch sie ist ein Glück.



Fotos: Marija Strajnic

Dieser Text ist ein Lob auf die Pause. Denn sie hat einen schweren Stand heutzutage. Kaum ein Büro lässt sich finden, wo sich noch alle zur gemeinsamen Kaffeepause versammeln. Von der Sendepause am Fernsehen haben wir uns schon vor vielen Jahren verabschiedet. Vorbei die Zeit, als nach dem «Tatort» schon bald das Testbild mit Gitter, Kreis, bunten Feldern und Balken erschien. Es weckt höchstens noch Nostalgiegefühle. Heute wird rund um die Uhr gesendet, obwohl das, was über den Bildschirm flimmert, bloss endlos wiederholt wird.

Sogar die Theaterpause fällt in den Inszenierungen immer häufiger aus. Obwohl sie doch so prima war zum Sehen und Gesehenwerden, zum Kontakteknüpfen und Geschäftemachen und ja, natürlich auch zum Nachdenken und Diskutieren über das Dargebotene.

Ausgefüllte Pausen

Am eifrigsten geben wir selber unsere Pausen auf. Mit der gleichen Geschäftigkeit, die im Beruf den

Alltag bestimmt, füllen wir unsere Auszeiten. Das soll nicht heissen, dass wir einfach selbst schuld sind, wenn wir atemlos unterwegs sind. Das Leistungstempo in westlichen Gesellschaften ist gestiegen.

Eine E-Mail ist zwar viel schneller geschrieben als ein Brief. Doch Zeit gewinnt man damit keine, nun wird einfach noch mehr kommuniziert, und zwar pausenlos. Das Gegenüber erwartet eine rasche Antwort. Sich den Erwartungshaltungen einer beschleunigten Gesellschaft als einzelner Mensch zu entziehen, ist schwierig. Wir haben uns gemeinsame Strukturen geschaffen, die den Takt vorgeben.

Bereitwillig in den Stress

Erstaunlich ist, wie bereitwillig wir uns diesem Takt fügen. Wie oft wir über Zeitnot und Stress klagen und wie wenig wir zugleich daran glauben, an den vorgegebenen Strukturen etwas ändern zu können.

Dabei gehört die Pause schon rein biologisch zum Menschsein. Nach jedem Ein- und Ausatmen hal-

ten die Lungen einen klitzekleinen Moment lang die Luft an. Unser Atem macht Pause um Pause. Sport- und Hirnforschung haben längst bewiesen, wie wichtig Pausen für Körper und Geist sind. Ruhezeiten vom Training sind unerlässlich, damit Kreislauf und Stoffwechsel sich steigenden Anforderungen anpassen können oder Muskelmasse aufgebaut wird. Das Hirn wiederum nutzt Denkpausen und Schlaf, um die Eindrücke des Tages zu sortieren, überflüssige Nervenverbindungen abzubauen und neue Synapsen zu bilden und zu entscheiden, was vom Zwischenspeicher ins Langzeitgedächtnis transferiert werden soll.

Angesichts dieser Erkenntnisse erstaunt es nicht, dass die Pausen im Schulalltag noch immer pünktlich eingehalten werden. Alle haben wir erlebt, wie gut es tat, in der grossen Pause den Kopf zu lüften. Wie die Zappelphilippe befreit herumrannten, Schülerinnen und Schüler Kämpfe und Konflikte austrugen, wie wichtige Abmachungen getrof-

fen, Liebesbriefe überreicht und manchmal vorangegangene Lektionen und anstehende Prüfungen besprochen wurden.

Die Freiheit des Faulenzens

Viele grosse Ideen sind während Pausen, im Müsiggang oder im Schlaf entstanden. Isaac Newton etwa soll die Erleuchtung zu seiner Gravitationstheorie gehabt haben, als er im Garten faulenzte und einen Apfel vom Baum fallen sah. Und gönnte sich der französische Dichter Saint-Pol-Roux seinen Mittagsschlaf, hing an seiner Zimmertür immer ein Schild mit der Aufschrift: «Poet bei der Arbeit».

Ein Lob auf die Pause kommt nicht aus ohne ein Lob auf die Muse. Denn die wohl besten Pausen sind jene, in denen man gar nichts tut. Für den griechischen Philosophen Sokrates war die Muse die Schwester der Freiheit. Und auch sein römischer Kollege Cicero meinte in seiner Schrift «De oratore»: «Wann endlich willst du nichts tun? Denn mir scheint der nicht frei

zu sein, der nicht zuweilen nichts tut.» Zwar scheint der Mensch während Pausen besonders kreativ zu sein. Doch wahre Muse ist frei von Verwertungslogik. Sie ist keine funktionelle Methode, um die Schaffenskraft wiederherzustellen, fitter, gescheiter zu werden. Sie ist ohne Zweck und genügt sich selber.

Alle Spiele sind gespielt

Ein langer Sommer liegt hinter uns. Denkt man an die grossen Ferien der Kindheit zurück, wird man sich auch an die Langeweile erinnern, die sich manchmal einstellte. Gleichförmig zogen sich die Tage dahin, alle Spiele waren gespielt, die Sonne schien immer noch oder der Regen hörte nicht auf. Und plötzlich tauchte da im Kopf eine Idee auf, die einen elektrisierte, an deren Umsetzung man sich begeistert machte und darüber alles vergass. Man hatte ja Zeit.

Erinnern Sie sich an dieses Glücksgefühl mitten in der Langeweile? Es entsteht manchmal während einer Pause. **Christa Amstutz**

Eine Insel der Ruhe mitten in der Schnellebigkeit

Am siebten Wochentag die Arbeit ruhen zu lassen, ist eines der Zehn Gebote. Jael Rothschild und ihre Familie halten den Schabbat ein und geniessen Zeit mit Familie und Freunden.

«Gut Schabbess», wünschen die feierlich gekleideten Gäste Jael Rothschild. Es ist Samstagmittag. Die 29-jährige Betriebsökonomin spielt mit ihrem knapp zwei Jahre alten Sohn im Wohnzimmer. Mit ihrer Familie wohnt sie im Enge-Quartier in Zürich. Weil Rothschild am Schabbat ihr Kind ausserhalb des Hauses nicht tragen darf, geht sie derzeit nicht zusammen mit ihrem Mann Uri zum Gebet. Der Gebetsraum liegt zwar in Gehdistanz. Für den Buben, der erst seit ein paar Wochen läuft, aber noch zu weit.

Jael und Uri Rothschild führen mit ihren zwei kleinen Söhnen ein modernes orthodoxes jüdisches Leben. «Wo immer möglich ver-

suchen wir, einen Bogen zwischen religiösem und weltlichem Leben zu schlagen», sagt Jael Rothschild. Das berufstätige Paar lebt koscher, hält die jüdischen Gesetze ein, zelebriert am Schabbat den Ruhetag.

Das Gebet gegen die Hektik

Die Familie und die Gäste setzen sich an den Esstisch. Uri Rothschild spricht den Segen, den Kiddusch. Er nimmt den ersten Schluck aus dem Kelch mit Traubensaft und gibt ihn in die Runde. Dann gehen alle in die Küche, waschen sich die Hände. Anschliessend folgt der Segenspruch für die Challa, das Schabbatbrot.

Der 35-jährige Basler schneidet den Zopf in kleine Stücke, reicht

den Brotkorb. Gemeinsam mit seiner Frau bringt er aus der Küche Rotkraut, Reis, Schnitzel und Salat. Am Schabbat ist jede Arbeit oder das Nutzen von Elektrizität untersagt. Deshalb bereitet das Ehepaar die Mahlzeiten meist bereits Donnerstagabend vor. Jael Rothschild arbeitet 80 Prozent und schaut am Freitag zu den Kindern. Da bleibe nicht immer viel Zeit fürs Kochen.

«Das Handy, der Computer und der Fernseher bleiben aus. Von Freitag bis Samstagabend entfallen praktisch alle Pflichten, und wir bewegen uns nur im nächsten Umfeld», sagt Jael Rothschild, während sie die Teller reicht. Da stehen Familie und Freunde, Zeitunglesen und

Schlafen sowie das Essen und das Gebet im Zentrum. «Eine solche Insel der Ruhe ist gerade in der heutigen Schnellebigkeit sehr wichtig.»

Uri Rothschild erlebt am Freitagabend, wie sich die Pause einstellt: «Meist eile ich von der Arbeit nach Hause und gehe dann rasch in die Synagoge. Wenn ich mich dem Tempo des Gebets hingebe, legt sich die Hektik aber sofort.» Voraussetzung für das volle Abschalten ist, dass Vorgesetzte und Arbeitskollegen die Einhaltung des Ruhetages akzeptieren. Eine Ausnahme zu machen und doch mal auf das Handy zu schauen, gibt es nicht. Das werde von allen respektiert. Manchmal bedeute es schon ein we-

nig Stress, zu wissen, dass der Schabbat schon bald wieder anstehe und alles bis dahin erledigt sein müsse. «Aber kaum dämmert es am Freitagabend, kommt die unvergleichliche Stimmung des Schabbats auf», sagt Jael Rothschild. Nicola Mohler



Jael Rothschild, 29

Die Betriebsökonomin und ihre Familie sind Mitglieder der israelitischen Cultusgemeinde Zürich.

Vom Leben in den unfassbaren Zwischenräumen

Der Musiker Reto Bieri redet leidenschaftlich gerne über Pausen. In einer Komposition am richtigen Ort gesetzt, versetze der unfassbare Zwischenraum die Menschen in Verückung.

Über die Pause kann Reto Bieri pausenlos reden. Sie beschäftigt ihn seit Jahrzehnten. Ein Konzert beginne stets mit einem Moment des Innehaltens. Nach der Vorführung sei die Pause essenziell. Während des Konzerts noch wichtiger. «Das eigentliche Leben passiert in diesen Zwischenräumen.» Seinen Studierenden erklärt der Professor für Kammermusik die Bedeutung der Pause mit dem Bild des Schaukelstuhls: im Stillstand symbolisiert er die Gegenwart. Rückwärts wipend weist er in die Vergangenheit, vorwärts in die Zukunft.

Doch der kurze Augenblick dazwischen, bevor sich die Richtung ändert, ist Stillstand und Bewegung

zugleich. «In dieser Gleichzeitigkeit ist alles möglich, ist nichts kontrollierbar.» In der Musik gibt es unzählige Arten von Pausen. Reto Bieri nennt drei Grundtypen. Erstens: die Bereitschaftspause. Sie setzt Offenheit voraus, sich auf neue Tendenzen einzulassen. «Der Komponist weiss nicht, wohin sie ihn führt», sagt Bieri und setzt sich ans Klavier. Es steht in seinem «privaten Konzertsaal», wie er ihn nennt, mit Blick auf den Brienzsee. Sanft lässt er die Tasten erklingen. Er hält kurz inne – um dann im Fortissimo in die Tasten zu hämmern.

Ein zweiter Typ ist die Richtungs-pause. Eine Unterbrechung im Strom der Musik. Hier wird Kraft getankt,

bevor es weitergeht. Schliesslich die Wandlungspause. Sie verlangt Entscheide, in welche Richtung es überhaupt weitergeht.

Der Applaus als Katastrophe

Von solchen Pausenphänomenen sei der Mensch ständig umgeben: Ein- und Ausatmen, der Wechsel der Jahreszeiten, Kranksein und Gesundwerden. «In guten Musikstücken ist dieser naturgegebene Kreislauf von Aktion und Innehalten auf phänomenale Art repetiert.» Die grössten Pausen gibt es oft am Ende einer Komposition. «Der Applaus nach einem Konzert ist eigentlich eine Katastrophe.» Er verhindere die Reflexion, das Nachklingen. Vie-

le Meister der perfekten Pausensetzung wie Haydn, Mozart oder Bach seien übrigens gute Schläfer gewesen, sagt Bieri. Denn Reflexion passiere nicht zuletzt im Schlaf. «Wach kann ich die Stücke einüben, aber erst nach dem Schlaf beherrsche ich sie.»

Als Intendant am Davos Festival ging Bieri der Frage nach, wie wir überhaupt zur Ruhe kommen. Mitten in der Stadt installierte er eine Ruhebox. Unter dem Motto «Heute Ruhetag» lud er Musiker ein, Wiegenlieder zu interpretieren. «Es ist interessant, dass wir ausgerechnet über die Körperbewegung zur Ruhe kommen.» Deren Gleichmässigkeit kombiniert mit dem sonoren Ton-

fall seien hochmusikalische Phänomene. Wieder taucht das Bild des Schaukelstuhls auf.

Und wie findet der Vielbeschäftigte selber seine Ruhe? «Ich rauche Pfeife, und das nie weniger als eine halbe Stunde.» Rita Gianelli



Reto Bieri, 43

Der Klarinetist stammt aus Zug und ist Professor für Kammermusik an der Hochschule für Musik Würzburg.



Fotos: Marija Strajinic

Ein mächtiges Instrument, um die Neugier zu wecken

Pausen sind in einem Vortrag sehr mächtig, sagt der Rhetoriktrainer Oliver Schroeder. Doch leider seien die meisten Menschen zu gehetzt, um sie wirkungsvoll einbauen zu können.

Will Oliver Schroeder einer Aussage Nachdruck verleihen, haut er seine flache Hand auf den Tisch. «Die Menschen, mit denen ich trainiere, sind nur noch gehetzt», sagt der Mediencoach, und die Hand saust hinab. Er ist überzeugt: Wer gehetzt ist, kann nicht innehalten. Und wer nicht innehält, kann beim Sprechen keine Pausen machen.

Dabei ist die Pause im Vortrag elementar. «Sie ist ein mächtiges Instrument, um ein Publikum neugierig zu machen», sagt Schroeder. Zur Illustration spielt er einen Vortrag: «Wissen Sie, warum wir keine Kunden mehr haben?», fragt er und blickt dem Gegenüber direkt in die Augen. Nach einer Pause

hakt er nach: «Wissen Sie das wirklich?» Wieder eine Pause. So könne man das Publikum zappeln lassen und Spannung aufbauen, sagt der Rhetoriktrainer.

Blickkontakt und Atemholen

Schroeder macht Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und Verwaltung fit für öffentliche Auftritte. Sie alle lernen von ihm die Technik des Pausenmachens: Nach einem Satz die Stimme senken, atmen, Blickkontakt herstellen, zu neuem Gedanken ansetzen. Doch die Technik sei nur das eine, betont Schroeder. Viel entscheidender sei die innere Ruhe. «Öffentliches Sprechen und Auftreten brauchen harte gedankli-

che Vorbereitung, doch dafür fehlt den Führungskräften schlicht immer öfter die Zeit», sagt Schroeder. Wiederum schlägt er mit der Hand auf den Tisch.

Schroeder bringt seinen Kundinnen und Kunden nicht nur das richtige Atmen, die passende Intonation und nonverbale Kommunikation bei. Er hilft ihnen vor allem, Ordnung zu schaffen: im Thema, in seinem Aufbau, in der Perspektive darauf. «Wenn das geklärt ist, machen sie technisch fast von alleine alles richtig. Sie atmen an der richtigen Stelle und machen Pausen.» Vier hingegen nicht wisse, was er sagen wolle, reihe nur Informationen aneinander. Die Hektik in der

Arbeitswelt habe stark zugenommen. Mit Trainings an 200 Tagen im Jahr gehöre er manchmal selbst zu den Getriebenen, räumt er ein. Nicht zuletzt deshalb mahnt er so eindringlich, Pausen zu machen.

Doch das ist für viele nicht einfach. «Viele Menschen haben beim Sprechen Angst davor. In der Schule galt die Pause beim Gedichtaufsagen als Schwäche, als ein Zeichen, nicht mehr weiterzuwissen.» Dabei sei die Pause für das Publikum ein Geschenk. «Es ist der einzige Moment in einem Vortrag, in dem die Zuhörenden ihren Assoziationen und Gefühlen nachgehen können und Abstand schaffen zum Vortrag», betont Schroeder. Hatten die

Redner denn früher mehr Zeit? Der Rhetorikexperte nickt. «Der ehemalige deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt zog mitten in seiner Rede an der Zigarette und dachte lange nach. Und das störte niemanden.» Sabine Schüpbach



Oliver Schroeder, 53

Der Rhetorikcoach und Kursleiter am Medienbildungszentrum in Luzern schult Menschen für Auftritte.

Rittersporn und Adonisröschen retten das Ökosystem

Auf Buntbrachen wächst nichts, was Geld bringt. Pause macht die Landwirtin deswegen nicht. Denn auch unbestelltes Land gibt zu tun. Gabi Uehlinger sagt, warum sie sich die Brache trotzdem antut.

Nur vereinzelt leuchten ein paar gelbe und violette Tupfer auf. Braun-, Grau- und Grüntöne beherrschen die Fläche. «Jetzt blüht fast nichts mehr», sagt Gabi Uehlinger mit leisem Bedauern. Sie steht mitten im Feld zwischen den Halmen auf der Erde, in schweren Schuhen, Arbeits-hosen, T-Shirt und Dächlikappe und beschreibt den jährlichen und bereits vergangenen Höhepunkt ihres Tuns: «Im Mai und Juni ist es fantastisch schön, farbig, intensiv. Daran habe ich extrem Freude.»

Die Landwirtin und Biologin ist begeistert von Brachen. Unschönbar liegen die unbestellten Flächen am Ende des Sommers da, zwischen Zuckerrübenfeldern und

reifen Sonnenblumen im schaffhau-sischen Klettgau. Landstreifen, die nicht nach Landwirtschaft aussehen. Hier scheint zu wachsen, was und wie es gerade will.

Die Buntbrachenphilosophie

Dieser Eindruck täuscht. Gabi Uehlinger weist mit der Schuhspitze auf ein dorniges Pflänzchen. «Die Ackerkratzdistel kann Probleme bereiten, wenn sie die Kultur bedrängt.» Damit macht sie klar, dass eine Brache nicht einfach Wild-wuchs bedeutet. Eine Buntbrache ist eine mehrjährige, mit einheimischen Wildkräutern angesäte Fläche. «Sie ist zwar eine Pause im wirtschaftlichen Produktionszyklus.

Aber die Natur macht ja eigentlich nie Pause, am ehesten noch im Winter», sagt die Biologin. Und auch eine Brache braucht Pflege. Das beginnt schon bei der Vorbereitung.

Das Feld werde aus der Produktion genommen und mit Ackerbegleitflora eingesät, erzählt Gabi Uehlinger. Über 20 verschiedene Blumen sind dabei, etwa Adonisröschen, Rittersporn, Wiesensalbei, Rainfarn. «Es sind empfindliche Pflanzen, die auf Ackerland mit den heutigen Herbiziden keine Chance haben.» Drei bis acht Jahre sollten die Pflanzen auf den Brachen gedeihen, bis der Boden wieder umbrochen wird. «Je nach Philosophie», sagt Uehlinger. Individuell

beurteilt die Biologin in dieser Zeit, welche Fläche sie mäht, wo sie von Hand jätet oder Büsche entfernt und wo sie neu einsät, etwa wenn Gräser überhand nehmen.

Und wozu das alles? Warum eine Pause der Bewirtschaftung, die weder Ruhe noch Ertrag bringt? Weil Gabi Uehlinger vom Nutzen überzeugt ist. Fast ein Drittel ihrer 25 Hektaren Ackerland sind ökologische Ausgleichsfläche, der grösste Teil Brachen. Eine Buntbrache wirke auf die nachfolgende Kultur: «Was ich danach anbaue, gedeiht besser. Man sieht es den Pflanzen geradezu an.» Brachen sind Lebensraum für viele verschiedene Vögel, Insekten, Spinnen, Kleintiere. Sie

bewirkten, dass sich Humus aufbauen kann. Und zuletzt ist Uehlinger von etwas überzeugt, das noch nicht bewiesen ist: «Wenn wir die Biodiversität nicht erhalten, bricht früher oder später das Ökosystem zusammen.» Marius Schären



Gabi Uehlinger, 43

Die Landwirtin und Biologin baut auf ihrem Betrieb im Klettgau SH Saatgut für Wildpflanzen und Getreide an.

«Eine Pause darf keinen Zweck haben»

Peter Wild war Mönch, lehrt heute Yoga und christliche Kontemplation und hat Unternehmen in der Stressprävention beraten. Im Gespräch sagt er, warum Pausen so wichtig sind und weshalb er sein Telefon trotzdem nie ausschaltet.

Haben Sie ein Smartphone?

Peter Wild: Ja, ich bin mit vielen Leuten verbunden. Heute Morgen um sechs meldete sich per Whatsapp ein Mann, den ich begleite: Er sei in einer Krise. Ich rief ihn an.

Ihr Handy ist nie aus?

Nein. Ich bin Teil der Alarmpalette meiner Schwiegermutter. Sie ist 92.

Erstaunlich, dass der Entschleunigungsexperte ständig erreichbar ist.

keine Priorität haben. Und es würde Menschen besser gehen, nähmen sie die Arbeit nicht überall mit hin.

Wie schaffen wir das?

Rituale kurz vor Arbeitsschluss können helfen. Zum Beispiel, indem Sie kurz den Tag durchgehen und das, was Ihnen nachlaufen könnte, bewusst dort lassen. Auf dem Heimweg gehen Sie in Gedanken, oder lesend, bewusst von der Arbeit weg. Es hilft, vom Kopf

Kind, das nicht zur Schule will, wird es sofort zu viel. Wir müssen lernen, runterzukommen, damit wir mehr Spielraum haben. Heute darf uns eine Beerdigung oder eine Erkrankung aus dem Rhythmus bringen, ansonsten steht die Arbeit über allem. Das hat zugenommen.

Viele haben einen Job, den sie mögen. Stress kann auch beflügeln. Dieser sogenannte Eustress wird von der Medizin nicht mehr aner-

Was passiert Ihnen in einer Pause?

Ich komme zur Ruhe, nehme meine Umgebung wahr. Passe ich nicht auf, bin ich in den ersten Stunden innerlich am Plaudern, wiederhole Dialoge, verteidige mich. Ich kenne Techniken, um das abzustellen.

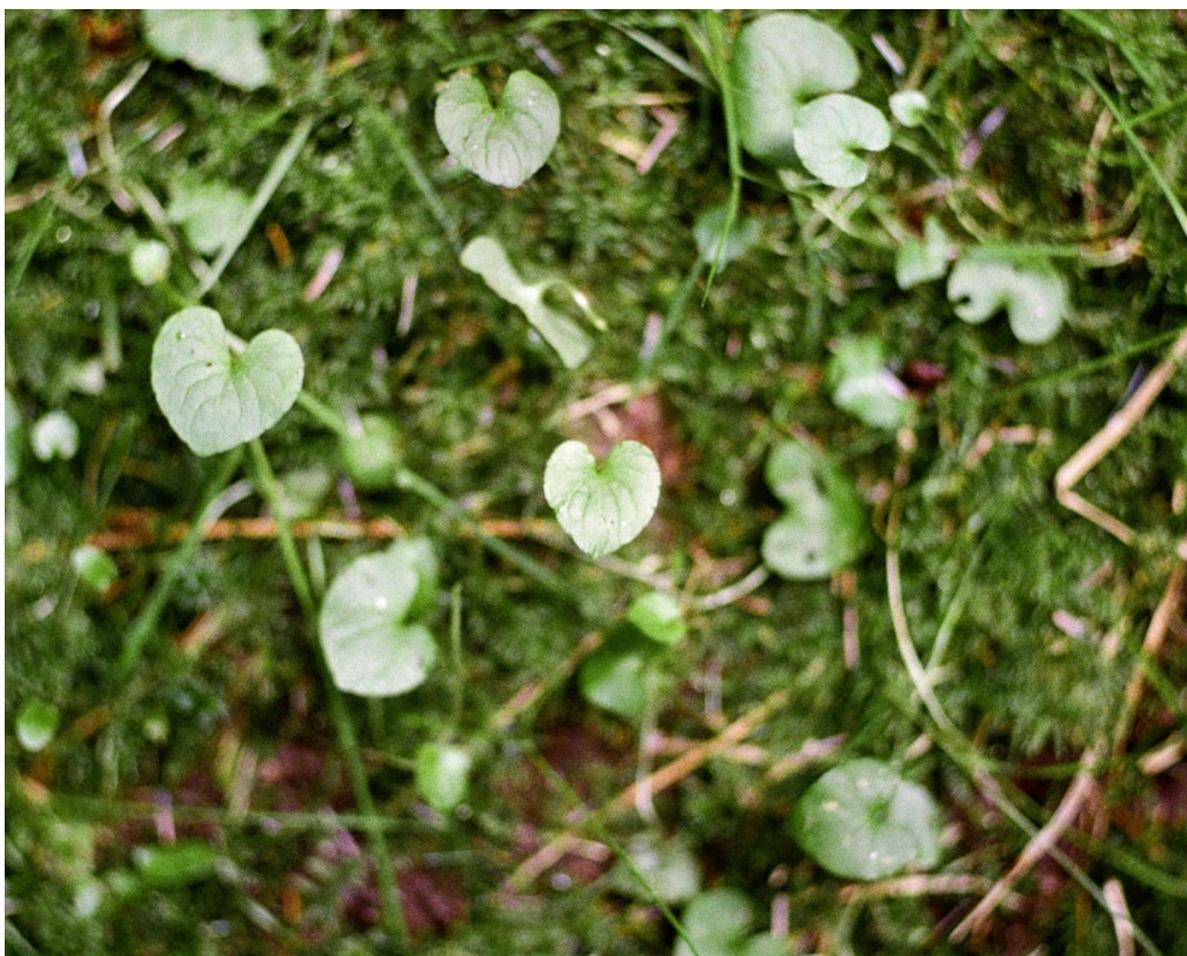
Hatten Sie im Kloster Pausen? Der Rhythmus ist ja streng vorgegeben.

Für Minuten vor der Gebetszeit läutet jeweils die Glocke – das Zeichen, die Arbeit zu unterbrechen.

stellvertretend für jemand anderen. Die Verbundenheit mit Gott scheint mir das zu sein, was die Pause ausmacht. Ein Gebet kann mir helfen, dorthin zu gelangen.

Das vierte Gebot schreibt eine Pause vor. Doch heute herrscht am Sonntag oft viel Betriebsamkeit.

Es gibt immer noch Menschen, die den Sonntag frei von Verpflichtungen lassen. Doch wenn ich bei einem jüdischen Freund bin und am



Fotos: Marija Strajnic

Mein spiritueller Hintergrund hilft mir, nicht ständig am Handy zu sein. Mir ist egal, ob es an oder aus ist. Ich kann mich gut auf das einlassen, was gerade ist, und muss nicht wissen, was sonst noch läuft.

Sehr vielen gelingt das nicht.

Gewisse Menschen können sich besser sammeln als andere. Aber es hat auch mit Disziplin zu tun, die man einüben kann. Ich lernte es durch meine Jahre im Internat in Einsiedeln und im Kloster, zudem meditierte ich schon als Teenager.

Warum ist es so wichtig, präsent zu sein statt sich zwischendurch ein bisschen ablenken zu lassen?

Wir wissen aus der Burnout-Prophylaxe, dass das Vermischen verschiedener Lebensbereiche wie Beruf und Familie zu Stress führen kann. Darum ist es wichtig, präsent sein zu können. Was den Leuten zum Verhängnis wird, ist der Drang, nichts zu verpassen. Das Handy kann ein Segen sein, aber oft rückt es Dinge in den Vordergrund, die

auf den Körper umzustellen, durch Bewegung, Gartenarbeit, Yoga. Im Kopf kann ich überall sein, aber im Körper nur im Jetzt und Hier.

Nach solchen Momenten sehnen sich viele. Warum gelingt es nicht?

Viele sagen, dass sie es wollen, aber eigentlich wollen sie es gar nicht. In unserer Kultur der Produktivität erzählt man gern, dass man Stress hat. Das ist eine Qualität, mit der man auftreten kann. Sage ich, dass es mir gut geht, klingt das verdächtig. Das muss ich erst beweisen.

Ist das Thema Entschleunigung nicht ein Luxusproblem unserer Zeit? Früher dachte ein Fabrikarbeiter kaum über so etwas nach.

Ich weiss nicht, ob es ein Luxusproblem ist. Dass so viele Menschen unter Stress leiden und daran erkranken, zeigt jedenfalls Überforderung. Viele sind im Job, in der Beziehung, im Elternsein auf einem hohen Anforderungsniveau unterwegs. Ist da plötzlich ein Gesundheitsproblem, ein Streit oder ein

kannt. Der Körper kann nicht zwischen gutem und schlechtem Stress unterscheiden. Er leidet, wenn keine Entspannung mehr stattfindet.

Was ist elementar in einer Pause?

Sie darf nicht verzweckt sein, nichts soll dabei rausschauen müssen. Mir gelingt das mit Bewegung, Lesen, Musikhören, Musizieren. Und Pausen sollten in einem Rhythmus stattfinden. Ich probiere, möglichst jede Woche einen Wandertag einzulegen. Meine Pausen stehen in meiner Agenda.

Wenn Sie sich vornehmen, einen besonders steilen Berg zu erklimmen, ist das keine Pause mehr?

Wichtig ist, welche Landschaft mich anzieht, und nicht, welche Strecke ich absolvieren muss. Jeder Mensch muss sich selbst fragen: Was lässt mich aufleben, damit ich wieder mag? Nicht nur, um wieder arbeiten zu können, sondern auch, um sich nicht immer gegen das sperren zu müssen, was alles auf einen zukommt.

Diese Klarheit, etwas beiseite legen zu dürfen, das soeben noch schaurig wichtig war, finde ich hilfreich. Im Kloster gibt es zudem Schweigezeiten. Da ist man geschützt in der Stille. Das Gebet ist eine Zeit, in der man nichts anderes macht.

Ist das Gebet eine Pause?

Für mich ja. Ich gehe in einen Bereich, in dem ich aufgehoben bin.

Sind Gebete wirklich zweckfrei?

Ja, ich muss Gott nichts beweisen, und er muss mir nichts beibringen. Im Kloster gab es auch vorgegebene Gebete. Sie spricht man, ohne dass der Inhalt so wichtig ist. Sie sind wie ein Raum, in dem man sich aufhält, wie ein Mantra. Ich lese in der Bibel, weil ich gerne lese und nicht, um eine Pflicht zu erledigen.

Aber die Autoren der Psalmen erhoffen sich schon etwas von Gott.

Wenn ich eine Pause nötig hatte, rezitierte ich keinen Klagepsalm. Im Chorgebet waren die Psalmen vorgegeben. Ich betete sie manchmal

Freitagabend erlebe, wie die Familie plötzlich auf die Pause des Sabbat umstellt, realisiere ich, wie wenig Christen das noch können. Meine Frau arbeitet mit Kindern. Sie sagt, dass sie montags am meisten erledigt sind, weil das Wochenende so anstrengend war. Interview: Anouk Holthuizen, Felix Reich



Peter Wild, 72

Christliche Kontemplation lernte Peter Wild als 17-Jähriger bei einem Kartäusermönch. Der Theologe, Germanist und Religionswissenschaftler war Mönch in Einsiedeln und leitete fast 15 Jahre die Fachstelle Spiritualität der reformierten Zürcher Kirche. Er gibt Meditations- und Yogakurse und veröffentlichte zum Beispiel das Buch «Wer langsam geht, geht weit. Alternativen zur Überholspur» (2011).

Die Baustelle, die keine Hektik kennt

Campus Galli 52 Gebäude nach dem St. Galler Klosterplan bauen, mit den Techniken des frühen Mittelalters? Im badischen Messkirch wird diese Idee umgesetzt. Treibende Kraft ist die Bernerin Verena Scondo.

Sonnenstrahlen bahnen sich ihren Weg durch Rauch und den Blätterwald. Ein schöner frühherbstlicher Septembertag kündigt sich an. Im Hintergrund kräht ein Hahn, Hühner gackern. Mitten in einem Waldstück, so gross wie 25 Fussballfelder, taucht der Besucher, die Besucherin des Campus Galli ein in die Welt des 9. Jahrhunderts: Menschen in weissen Leinengewänden schleifen Holznägel, flechten Körbe, fertigen Schindeln an und füttern Schweine einer uralten Rasse.

Touristen anziehen

Eine knappe Autostunde vom Bodensee entfernt befindet sich die Stadt Messkirch. Hier begannen 2013 die Bauarbeiten an einer «Klosterstadt», die nach dem historischen St. Galler Klosterplan mit Muskelkraft und alten Techniken entstehen soll. 52 Gebäude sind in Planung – vom Kräutergarten, über die Apotheke bis hin zur Kirche. Alles also, was Klostermönche vor 1200 Jahren brauchten, um sich selbst zu versorgen.

«Campus Galli ist eine lebendige Baustelle», sagt Verena Scondo. Sie steht vor dem Gemüsegarten, wo nur wächst, was auf dem Klosterplan angegeben ist: Lauch, Pastinaken, Fenchel, Mangold. Die gebürtige Bernerin wollte zusammen mit Bert M. Geurten im Pensionsalter noch einmal etwas auf die Beine stellen. Auf einer Reise ins burgundische Guédelon, wo eine Burg mit Techniken aus dem 13. Jahrhundert rekonstruiert wird, hatten sie die Idee: Wir setzen den St. Galler Klosterplan um. Den alten Plan für eine Stadt rund ums Kloster, der bis anhin nur auf Pergament existiert hatte. «Eigentlich bekloppt», meint Scondo und lacht. Nach mehreren abgewiesenen Projektanträgen bei deutschen Gemeinden landeten Scondo und der im Frühling verstorbene Geurten in Messkirch. Hier stimmte alles, bis hin zum jungen Bürgermeister, der im Projekt Potenzial als Tourismusmagnet für seine kleine Stadt sieht.



Campus Galli steht Besuchern von März bis November offen.

Fotos: Ines Njers

Seit fünf Jahren hat sich auf der Baustelle einiges verändert: Flächen wurden gerodet, Bauhütten für Drechsler, Imker, Steinmetz und Schmied erstellt. Seit letztem Jahr steht die Holzkirche, die jetzt einen Kreuzgang erhält. Scondo rechnet damit, dass 40 Jahre für die Fertigstellung nicht reichen. Denn das Bauen von Hand geht langsam voran. Auch braucht es für jedes Haus eine behördliche Baubewilligung. «Das Ende des Projektes wer-

de ich wohl nicht mehr miterleben», sagt die 70-Jährige, die von Dienstag bis Sonntag jeweils an der Kasse Tickets verkauft.

Scondo wiederholt auf dem Rundgang mehrmals das Wort Experimentalarchitektur. «Die Kirchenglocke mussten wir drei Mal neu giessen. Bei den zwei ersten Versuchen war die Gussform nicht dicht.» Ausprobieren heisst also das Motto. Der Gemeinnützige Verein Campus Galli zählt inzwischen 45 Festan-

gestellte. Dazu gehören Museumspädagogen, gelernte Handwerker und Langzeitarbeitslose. Auch Freiwillige packen für mindestens eine Woche mit an. Sie alle haben tagsüber Handyverbot und trinken statt aus Petflaschen aus den von den Töpfern hergestellten Tonkrügen. Niemand trägt eine Uhr. Punkt 13 Uhr ertönt die Tabula, ein stumpfes Geräusch, erzeugt durch das Schlagen mit einem Hammer auf ein Holzbrett. «Zeit zum Mittagessen», sagt Scondo und läuft Richtung Marktplatz.

Den Kopf freikriegen

Für Scondo hat der Bau eines Klosters zwar durchaus etwas Spirituelles. «Aber der Glaube war nicht der Ideengeber», sagt die dreifache Mutter. «Wir leben hier ein Gegenkonzept zur heutigen Schnelllebigkeit», sagt die Initiatorin, die jeden Mitarbeiter persönlich begrüsst. Sie erzählt von Schulkindern, die beim Eintritt murren und am Ende



«Wir leben hier ein Gegenkonzept zur Schnelllebigkeit.»

Verena Scondo
Mitinitiatorin Campus Galli

des Tages begeisterte Zufriedenheit ausstrahlen. Campus Galli scheint einen Nerv der Zeit zu treffen. Das zeigen nicht nur die Besucherzahlen – 2017 zählte der gemeinnützige Verein 80 000 Eintritte –, sondern auch Freiwillige, die immer wieder kommen. Ein pensionierter Lehrer ist zum sechsten Mal für zwei Wochen hier: «Ich schätze es, durch die körperliche Arbeit und die Ruhe den Kopf freizukriegen», sagt der Mittelalterfan. Nicola Mohler

Bilder und Video: reformiert.info/galli

Jesus hat das Wort

Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, und wie sehr wünschte ich, es wäre schon entfacht!

Feuer kann wärmen oder verzehren, es hat sowohl nützliche als auch bedrohliche Eigenschaften. Dieselbe Ambivalenz durchzieht die ganze Bibel, wenn von der Erfahrung der göttlichen Gegenwart berichtet wird, die in der hebräischen Bibel oft mit Feuer einhergeht: Mose begegnete Gott im brennenden Dornbusch, dem Volk Israel ging er des Nachts auf der Wüstenwanderung als Feuersäule voraus. Im zweiten Testament kündigte Johannes der Täufer an, nach ihm werde einer kommen, der mit Geist und Feuer taufe. Neben diesen hellen, rettenden und verwandelnden Bildern gibt es auch die anderen: Da brennt es in apokalyptischem Ausmass, und ein Gerichtsfeuer legt die gottlose Welt in Schutt und Asche.

Die Selbstbezeichnung Jesu als Feuer-auf-die-Erde-Werfer birgt diese Zweideutigkeit ebenfalls, entsprechend polarisiert sind die Meinun-

gen der Ausleger. Die europäischen Theologen neigen eher dazu, Jesus als Ankündiger und Anzündender des grossen Weltenbrands zu beschreiben, während die amerikanische Jesus-Forschung in ihm eher den weisheitlichen Lehrer sieht, dessen leidenschaftliche Rede voller Feuer ist für das bereits angebrochene «Reich Gottes» und seinen Glanz.

Ich halte Jesus nicht für einen Apokalyptiker. Er verwarf seine Zeit nicht als heillos und böse, er verkündete keine Katastrophe, keinen endzeitlichen Zusammenbruch. Das war vielmehr die Botschaft von Johannes dem Täufer, zu dessen Bewegung er wohl zu Beginn seines Auftretens gehört hatte. Aber Jesus löste sich vom Endzeitprediger und schlug andere Töne an. Er verkündete das «Reich Gottes», das bereits am Wachsen war, das Gott den Menschen schon hier und jetzt zugänglich machte.

Ein Jesuswort verstärkt diese Verstehensweise. Origines (gestorben im Jahr 254) überlieferte es, und es steht im 1945 wiedergefundenen Thomasevangelium: «Wer mir nahe ist, der ist dem Feuer nahe. Und wer mir fern ist, der ist dem Königreich fern.» Dieser Jesus sprach nicht sanft vom «Licht der Welt», sondern leidenschaftlich vom Brand. Aber er trieb kein gefährliches Spiel mit dem Feuer. Für ihn war die verwandelnde, befreiende Nähe Gottes so real, dass er mit seinem ganzen Wesen und Wirken erreichen wollte, dass möglichst viele ebenfalls «Feuer fingen» und dieser grösseren Wirklichkeit alles Gute zutrauten. Marianne Vogel Kopp

Zur Rubrik: Jesus lebte und verkündete das «Reich Gottes», die Welt, wie sie sein kann und soll. Er wollte gehört, nicht geglaubt werden. Seine Botschaft vom Heil für alle lässt bis heute aufhorchen. Mehr zum Konzept: reformiert.info/wort

Kindermund



Der Hahn, die Hühner, die Ehe und die Nüsse

Von Tim Krohn

Nachdem Bigna mir geholfen hatte, Eier einzusammeln und die Hühner zu füttern, sahen wir ihnen noch eine Weile beim Picken zu. «Ich habe eine Idee», sagte Bigna, «du heiratest Chatrina, und wir ziehen zu euch.» Chatrina ist Bignas Mutter. «Ich habe schon eine Frau», erinnerte ich sie. «Ja und? Der Hahn hat auch mehr als eine.» «Hähne dürfen das, für Menschen ist es verboten», erklärte ich, «jedenfalls bei uns.» «Aber Tina lebt mit zwei Männern zusammen, und die alte Rut auch.» «Rut lebt mit ihren Söhnen, Tina mit ihrem Ehemann und ihrem Bruder. Lieben tut sie nur den einen.» «Und Rut?»

Während ich nachdachte, beobachtete ich den Hahn und versuchte zu erkennen, ob er glücklich war. «Natürlich liebt Rut ihre Söhne», sagte ich. «Lieben kann man viele Menschen, soll man auch, auf die eine oder andere Art. Auch leben kann man mit vielen. Verheiratet sein ist trotzdem etwas ganz Besonderes. Stell dir vor, du hättest zwei Lieblingsteddys. Sowas geht nicht, man hat einen Lieblingst Teddy.» «Ich habe keinen Teddy», sagte Bigna, «nur eine Kuh. Aber schön, dann heiratest du Chatrina eben nicht, und wir ziehen sonst zu euch.»

Ich konnte Bigna schlecht sagen, dass mir Chatrina schlicht zu gut gefiel, als dass ich sie unter unserem Dach haben wollte. Und Renata dachte ziemlich sicher gleich. «Stell dir vor», versuchte ich es nochmals, «stell dir vor, du hast einen Nussbaum gesetzt. Nussbäume sind heikel, besonders hier oben, dein Bäumchen braucht ganz viel Licht und Wasser und vor allem viel, viel Platz für seine Wurzeln. Zehn Meter, von Anfang an, auch wenn der Baum erst nur ganz klein ist. Wenn du ihm die nicht gibst, wird er gar nicht erst wachsen und schon gar nicht tragen. Und Geduld brauchst du, denn so richtig mit Nüssen behangen ist er frühestens nach etwa 20 Jahren, am schönsten trägt er mit 40. Dann ist er ein stolzer, starker Baum, der den Garten beschützt.»

Bigna sah schweigend auf die Hühner. Erst als ich aufstand, um die Eier hineinzutragen, lachte sie und sagte: «Stell dir vor, der Hahn hat nur ein einziges Huhn, und das wächst, bis es gross wie ein Baum ist. Der arme Hahn.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring



Lukasevangelium 12,49



Auf den 1. März 2019 oder nach Vereinbarung suchen wir eine/einen

Sozialdiakonin/ Sozialdiakon 70–80%

Schwerpunkt 60plus

Die reformierte Kirchgemeinde Hilterfingen zählt rund 4300 Mitglieder

Aufgabenbereiche

- Organisation und Entwicklung von Begegnungs- und Bildungsangeboten, Beratung, Begleitung und Heimseelsorge
- Planung und Realisierung von Ferienwochen und Anlässen
- Suche, Begleitung und Förderung von freiwilligen Mitarbeitenden
- Koordination der verschiedenen Anspruchsgruppen

Unsere Erwartungen

- Abgeschlossene Ausbildung SD oder vergleichbare Ausbildung (Gerontologie, Sozialarbeit, Dipl. Pflegefachperson)
- Eigeninitiative, Selbständigkeit, Teamfähigkeit
- Sozialkompetenz und Freude am Umgang mit Menschen
- Verbundenheit mit der reformierten Landeskirche

Unser Angebot

- Vielseitige und anspruchsvolle Tätigkeit
- Gute Arbeitsbedingungen und Infrastruktur
- Zusammenarbeit mit engagiertem Pfarrteam und Kirchgemeinderat
- Flexible Arbeitszeiten

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung bis 31. Oktober 2018 an:

Sekretariat der ref. Kirchgemeinde Hilterfingen
Spychertenstrasse 11, 3652 Hilterfingen
E-Mail: sekretariat@kirchgemeindahilterfingen.ch

Weitere Auskünfte erteilen Ihnen:

Elisabeth Stähli-Hebeisen, Verwalterin
Tel. 033 243 24 27, E-Mail: estaehli@kirchgemeindahilterfingen.ch
Astrid Maeder, Pfarrerin, Hünibach
Tel. 033 243 41 92, E-Mail: amaeder@kirchgemeindahilterfingen.ch

Homepage: www.kirchgemeindahilterfingen.ch



WINTERZAUBER IN CRÊT-BÉRARD DEZEMBER SPEZIAL-ANGEBOT

Gönnen Sie sich eine Genussreise von 2 oder 3 Tagen in unserem wunderschönen evang.-ref. kirchlichen Haus, das oberhalb der UNESCO-Weinterrassen von Lavaux, zwischen Lausanne und Vevey liegt. In wenigen Gehminuten erreichen Sie das Chaplin's World Museum, den Weihnachtsmarkt in Montreux und viele weitere sehenswerte Attraktionen der Region.

UNSER ANGEBOT

- Willkommensdrink bei Anreise (Wein der Region)
- Übernachtung in einem Komfort-Doppelzimmer
- Inkl. Frühstücksbuffet und Abendessen
- 2 Eintrittskarte für das Chaplin's World Museum
- 2 gratis Fahrkarten zwischen Lausanne und Montreux

Für 2 Personen: CHF 230 für 2 Tage und 1 Nacht
oder CHF 400 für 3 Tage und 2 Nächte.

Gültigkeit: 22. November – 23. Dezember

Wir würden uns freuen Ihnen in der kalten Jahreszeit ein wenig Wärme zu geben.

Chemin de la Chapelle 19a | Postfach 27
1070 Puidoux | 021 946 03 60
info@cret-berard.ch | www.cret-berard.ch

CRÊT BÉRARD



5. Israelreise für CHF 1997.– 28.4. bis 5.5.2019 alles inbegriffen

...selbst die Trinkgelder. Die wichtigen Orte aus Jesu Leben, Kamelritt und Übernachtung in der Wüste, je 2 Nächte in sehr guten Hotels in Jerusalem und

Bethlehem und in malerischem Kibbuz, Baden im Toten Meer, En Gedi, Theater und Herodes-Palast in Cäsarea, Meggido-Pferdeställe von König Salomo usw., Flug mit EL AL, alle Essen ausser 2x auf Markt, klimatisierter Luxus-Car, alle Eintritte, wiederum mit Yael Berman, Master in Politik, und Pfarrer Alfredo Diez von der ref. Landeskirche – spricht Schweizerdeutsch!

Lassen Sie sich verzaubern im Geburtsland unseres Herrn und Schöpfers! Diese Reise wird Ihr Leben verändern, Sie werden die Bibel ganz anders lesen! Sprachen: Deutsch und Spanisch.

Bezug des Programms und Anmeldung durch Mail an haupt@freesurf.ch oder Anruf. Auch falls Sie Fragen oder nach 24 Stunden kein Mail von mir haben: 052 232 10 00. Haupt-Reisen, Geri Haupt, dipl. Handelslehrer HSG, ehemals Dozent an der Uni St. Gallen, RPK-Präsident von 6 Zürcher Kirchgemeinden, bei der Eidg. Finanzmarktaufsicht FINMA als unabhängiger Berater registriert. Ich freue mich auf Sie!

A life-changing experience!

Wer Israel segnet, wird gesegnet werden!



HOTEL KREUZ
LENK

Seniorenferien an der Lenk im Berner Oberland

Im südlichsten Ort im Berner Oberland am Fusse des Berges Wildstrubel die Natur erleben. Der breite und ebene Talboden bietet viele Möglichkeiten für Spaziergänge und Ausflüge.

Unser Haus ist zentral gelegen und bietet mit schöner Aussicht und Gartenterrasse alles zum Wohlfühlen und Geniessen. Wir haben beste Erfahrung mit Seniorenferien und können Ihre Bedürfnisse erfüllen.

- Übernachtung in sanft renovierten Zimmern mit Aussicht
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet mit regionalen Produkten
- Abendessen in Form eines Buffets mit reicher Salatauswahl, verschiedenen Vorspeisen, vier warmen Gerichten, einer Käseplatte und Dessertauswahl
- Begrüssungssaperitif und Abschiedsgeschenk
- Hallenbad (17 x 6 Meter, 26 Grad warm) und Sauna
- Heller grosser Saal für Spiel und Besinnung

Unser Hotel und die Umgebung sind barrierefrei. Wir verfügen über rollstuhlgängige Zimmer. Unsere Küche ist abwechslungsreich und regional, kann auf Allergien und Diäten eingehen.

Möchten Sie unser Haus näher kennenlernen und sich selber überzeugen?

Dann rufen Sie uns doch an unter 033 733 13 87 oder Mail info@kreuzlenk.ch

Wir freuen uns auf Sie. Familie Lanzrein, Inhaber und Gastgeber

Bergbahnen und Busslinien im Sommer inklusive

GUTSCHEIN für LeiterInnen

für eine Besichtigung mit einer Übernachtung für 2 Personen im Doppelzimmer oder je in einem Einzelzimmer inkl. Frühstücksbuffet.

Besichtigungstermine nach telefonischer Anmeldung und Verfügbarkeit möglich.

Bitte teilen Sie uns bei der Reservation mit, dass Sie im Besitz dieses Gutscheines sind.

Reformationskollekte 2018

Sonntag, 4. November

für die Erneuerung der reformierten Kirche von Crans-Montana

Wir unterstützen die protestantische Gemeinde von Crans-Montana darin, ihre Kirche an die heutigen Bedürfnisse anzupassen.

Die 1959 gebaute Kirche bedurfte einer durchgehenden Renovation. Neu wurden ein Pfarrbüro, ein Pfarrbüro, ein Pfarrbüro, ein Büro für die Administration und ein Gruppenraum geschaffen.

Kosten der inzwischen abgeschlossenen Arbeiten: CHF 800 000.–. Beiträge des Kantons, der politischen Gemeinden Crans, Lens und Icoigne sowie des wadtländischen Lotteriefonds total CHF 480 000.–. Mit der Reformationskollekte wollen wir den noch fehlenden Betrag von **CHF 320 000.–** zusammenbringen.

Herzlichen Dank

Protestantische Solidarität Schweiz

info@soliprot.ch

www.soliprot.ch

PC -Konto 40-27467-8

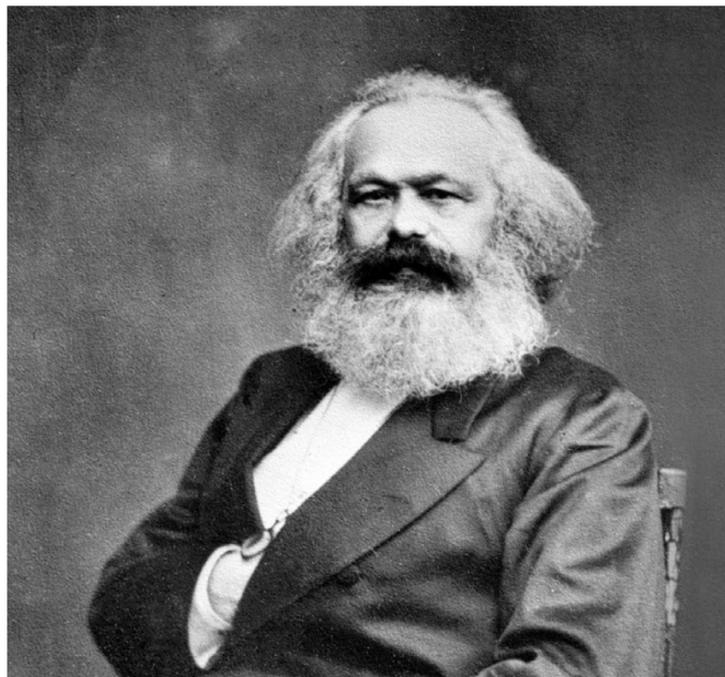
Tipps

Veranstaltung

Zum 200. Mal Geburtstag von Karl Marx

Was hat die Kapitalismus- und Religionskritik von Karl Marx mit der Bibel zu tun? Und was lernen wir bis heute von ihm? Im Jahr seines 200. Geburtstages diskutieren über diese Fragen der Theologe und Mathematiker Kuno Füssel, die Bibelwissenschaftlerin Silvia Schroer und die Juso-Präsidentin Tamara Funciello. Dazu gibt es Musik und Texte von Big Zis, dem Nicole Egenberger Duo und dem Poetry-Slammer Andreas Kessler. ki

Glaubt (nicht) ans Kapital! 13.10., 17.30 Uhr, Heiliggeistkirche Bern, www.offene-kirche.ch



Kapitalismus- und Religionskritiker Karl Marx (1818–1883)

Foto: zvg

Geschichtsbuch



Martin Luther und Mitstreiter Foto: zvg

Bildband zur Geschichte des Christentums

Der reich illustrierte Band schildert lebendig die Geschichte des Christentums von der Antike bis in die Gegenwart. Und zeigt auf, wie Kaiser, Päpste, Märtyrer, Ketzer, Kreuzzüge, Glaubenskriege und Reformation das wechselvolle Geschehen in der Kirche prägten. ki

Klaus Fitschen: Illustrierte Geschichte des Christentums. J.B. Metzler Verlag, 2018, www.metzlerverlag.de

Statistikband



Energieverbrauch im Wandel Foto: zvg

Wie ist es heute und wie war es vor hundert Jahren

Ob Ärztedichte, Energieverbrauch oder Exportschlager: 50 pointierte Gegenüberstellungen der Situation heute und vor 100 Jahren zeigen, wie sich die Schweiz und ihre Gesellschaft gewandelt haben. Die griffigen Grafiken zeigen überraschende Zusammenhänge. ki

Viktor Goebel, Thomas Schulz: Die Schweiz in Bild und Zahl. Verlag Hier und Jetzt, 2018, www.hierundjetzt.ch

Agenda

Kultur

Eine kleine Konfessionsgeschichte

Die Radiosendung «Perspektiven» über das Valposchiavo, wo sich Katholiken und Reformierte bis aufs Blut bekämpften. Noch im letzten Jahrhundert waren Kirchen und Schulen im Tal nach Konfessionen getrennt. Doch heute ist das Verhältnis von Katholiken und Protestanten geklärt. Oder doch nicht?

So, 7. Oktober, 8.30–9 Uhr
Radio SRF 2 Kultur

«Grenzen überschreiten»

Digitale Ausstellung mit Bildern von Studierenden der Schule für Gestaltung Wallis (Ecav), Fotos von Alberto Campi und mit Texten der Wortkünstlerin Amina Abdulkadir zum Thema «Grenzen überschreiten: Migration und Verschiedenheit».

18.10–21.12, Mo–Fr, 13.30–17.30 Uhr
Alliance Sud InfoDoc, Monbijoustrasse 29, Bern

Konzert mit Bobbe Maisses

Mal melancholisch, dann wieder mit überschäumender Freude: Vier Musikerinnen und Musiker präsentieren jiddische und sefardische Lieder, Melodien und Weisen.

Fr, 19. Oktober, 20.15 Uhr
Kirche Diessbach

www.bobbe-maisses.ch

Schweizer Komponistin neu entdecken

Ein Abend mit Musik und Texten aus der Feder von Caroline Boissier-Butini (1786–1836). Irène Minder-Jeanne ret liest Originaltexte aus Tagebüchern, Briefen und Reiseberichten und Elie Jolliet spielt auf Orgel und Klavier Musikstücke der Genfer Komponistin.

Fr, 19. Oktober, 19.30 Uhr
Thomaskirche Liebefeld

Orgelkonzert

Die Berner Musikerin Annerös Hulliger spielt an der Chor- und an der Hauptorgel unter dem Titel «Musik, so farbig wie der Herbst».

So, 21. Oktober, 17 Uhr
Ehemalige Klosterkirche Bellelay

Cinema Paradiso

Gemeinsam einen Film schauen und anschliessend über das Gesehene und den Sinn des Menschseins diskutieren. Eine Filmreihe zum Thema Glück.

– Fr, 26. Oktober, 19 Uhr
«Marija»

– Fr, 23. November, 19 Uhr
«Liebe zwischen den Meeren»

Kirchgemeindehaus, Pfarrhausweg 4, 3114 Wichtrach

Talk: Wirtschaft ohne Seele?

In der Sendung «Fenster zum Sonntag» diskutieren der ehemalige Swissair-Personalchef Matthias Mölleny und der ehemalige Landeskirchen-Pfarrer Johannes Czwalina über die Frage, ob eine Wirtschaft ohne Werte langfristig eine Chance hat.

Sa, 27. Oktober, 16.40 Uhr
SRF 1

Begegnung

Tanznachmittag

Einmal im Monat zu Live-Musik das Tanzbein schwingen? Auch Einzelpersonen sind willkommen.

So, 14. Oktober, 14–17 Uhr
Wytttenbachhaus, Rosiusstrasse 1, Biel
Eintritt: Fr. 10.–
Pro Senectute, Biel, 032 328 31 11

Sind 13 Gründe genug?

Das Haus der Religionen lädt zur Diskussion zum Thema Freitod im Jugendalter ein. Ein Austausch über ein Tabuthema mit Betroffenen, Spezialistinnen und Interessierten.

Do, 18. Oktober, 19 Uhr
Haus der Religionen, Bern

«Calvin verhört»

Zum zweiten Mal findet in der Zwischennutzung Calvinhaus ein Flohmarkt statt. Dazu feines Essen, Musik, Coiffeure und vieles mehr.

So, 21. Oktober
Calvinhaus, Marienstrasse 8, Bern

Einen Tag lang quer durch die Schweiz

Mit zwei bis vier Freunden einen Tag per Bus und Zug durch die Schweiz reisen, in verschiedenen Städten knifflige Aufgaben lösen, um Punkte zu sammeln – und den Tag mit einem Konzert von Prince Jelleh ausklingen lassen. Die Siegergruppe gewinnt einen Helikopterflug über die Alpen.

Sa, 3. November, 8–21 Uhr
Ab Wohnort oder Gruppentreffpunkt

Für Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 16 und 25 Jahren. Eine kostenlose Tageskarte der SBB erhält, wer sich bis am 7. Oktober anmeldet.
www.kreuzundquer2018.ch

Spiel als Ziel

Ein Wochenende lang alle Art von Spielen spielen. Viel- und Gelegenheitsspieler kommen an diesen zwei Tagen auf ihre Kosten. Neben organisierten Spielpartien bleibt Zeit für Erholung oder zusätzliche Spiele.

26.–28. Oktober
Communauté Don Camillo Montmirail, Thielle-Wavre

Kurskosten: Fr. 80.–, plus Kosten für die Unterkunft. Anmeldung bis 5.10.: info@montmirail.ch

Leserbriefe

reformiert. 9/2018, S. 5–8

Dossier Verschwörungstheorien

Schlechter Journalismus

Der Artikel über Verschwörungstheorien der letzten Ausgabe hat mir und meiner Frau sehr zu denken gegeben. Es ist aus unserer Sicht propagandistischer Journalismus der untersten Schublade, der nur eine Seite und Sichtweise gelten lässt. Es wird pauschal allen sogenannten «Verschwörungstheoretikern» unterstellt, pathologische Sonderlinge zu sein, und alle Menschen, die vom «Mainstream» abweichende Meinungen vertreten, werden in denselben Topf geworfen. Oft wird ihnen auch Rechtspopulismus und Judenhass unterstellt, um sie so bewusst an den Pranger zu stellen.

Dabei wird der Begriff «Verschwörungstheoretiker» oft als Kampfbegriff benutzt, um gewisse kritische Meinungen von mutigen und investigativen Journalisten, Whistleblowern und Historikern zu unterdrücken oder zu diskreditieren. Die Mainstream-Medien haben Angst, ihre Deutungshoheit zu verlieren. Bedauerlich ist, dass jetzt auch «reformiert.» auf diesen Zug aufgesprungen ist. Es braucht unbedingt mutige Menschen, die unbedingte Fragen stellen und bereit sind, sich zu exponieren! Mit Sicherheit war Jesus für die Herrschenden seiner Zeit ein äusserst unbequemer Mensch. Gut möglich, dass er heute auch als Verschwörungstheoretiker gebrandmarkt würde.

Unserer Ansicht nach sollte eine zeitgemässe Kirche den Mut haben, zum Thema «Verschwörungstheorien» einen ehrlichen und offenen Diskurs zu führen.

Robert Urban, Andrea Bürki Urban, Wabern

Weniger Vertrauen

Ich bin verärgert über Ihr Dossier zum Thema Verschwörungstheorien. Grundsätzlich ist die Verschwörungstheorie eine Theorie, ebenso wie Ihre Gegentheorie, dass es keine Verschwörung gibt. Beides sind Theorien. Dass Sie dann die Verschwörungstheorie als Krankheit abtun, auf die Protestanten weniger anfällig sind, ist äusserst einseitig. Statt Vertrauen zu schaffen, wie Sie fordern, machen Sie genau das Gegenteil. Hat es «reformiert.» nötig, solch einseitige Berichterstattung zu machen?

Was sagt den die Bibel dazu? Erklären Sie doch lieber die Offenbarung statt die Verschwörungstheorien!
Martin Zahnd, Zürich

Undifferenzierte Sicht

Es wäre schön, wenn sich wenigstens die Kirche etwas differenzierter mit diesem Thema auseinandersetzen würde. Ich möchte behaupten, dass weniger das Internet und Verschwörungstheoretiker die Menschen verunsichern als vielmehr die zunehmende Doppelmoral unserer Eliten. Mal gilt das Völkerrecht, mal nicht. Krieg wird als «humanitärer Einsatz» verkauft. Politiker reden von Integrität und werden immer wieder beim Lügen ertappt. Wahrlich vertrauenerweckend. Es ist bedauerlich, dass in Artikeln über Verschwörungstheorien immer auch die 9/11-Kritiker hineingezogen werden. Da finden sich ganz normale Menschen, die in jahrelanger Kleinarbeit Material gesichtet haben und meines Erachtens belegen können, dass die offizielle Version nicht schlüssig ist. Nicht nur Verschwörungstheoretiker sehen, was sie glauben – wir alle tun das. Wir alle sehen die Welt durch die Brille unserer Erziehung und der Paradigmen der Gesellschaft. So müssten wir uns alle die Frage stellen: Was will ich glauben, was kann ich glauben?

Dänu Fahm, Erlach

reformiert. 9/2018, S. 1

Mehr Liebe und weniger politische Korrektheit

Rassistische Sprache

Felix Reich fordert im aktuellen Leitartikel Wahrung von Anstand und Respekt sowie gesunde Demut. Das hält ihn nicht davon ab, rassistische Sprache zu verwenden und über «politische Korrektheit» so zu sprechen, wie das rechte und rechtsextreme Kreise seit 20 Jahren tun: Zu sagen, es handle sich um ein Korsett, eine sinnlose moralische Empörung, eine Weigerung, Auseinandersetzungen zu führen. Das Gegenteil ist der Fall: Sich so auszudrücken, dass andere Menschen nicht verletzt werden, ist, was wir mit Anstand meinen. Und mit Liebe. Um eine lebenswerte Gesellschaft zu bewahren, können wir uns nicht stark genug um die Gefühle anderer – gerade auch zunächst fremder – Menschen kümmern. Dazu gehört die Sprache.
Philippe Wampfler, Zürich

reformiert. 9/2018

Gesamte Ausgabe

Innerer Genuss

Seit einem Jahr lebe ich in der Schweiz und lese diese Zeitung regelmässig und mit innerem Genuss. Geschliffenes Wort, feiner Humor und menschliche Lauterkeit stecken in den Zeilen. Danke, ich fühle mich angesprochen und gut aufgehoben in diesen wilden Zeiten.
Stephanie Lotze, Fräschels

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Gerberngasse 23, 3000 Bern 13
Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern–Jura–Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 706 009 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektur: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Bern | Jura | Solothurn

Auflage: 346 745 Exemplare (WEMF)

Herausgeber: Verein reformiert.

Bern | Jura | Solothurn
Präsident: Lorenz Wacker, Kirchberg
Redaktionsleitung: Hans Herrmann
Geschäftsleitung: Manfred Baumann

Redaktion und Verlag

Postfach 312, 3000 Bern 13
Redaktion:
Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23
redaktion.bern@reformiert.info
Verlag:
Tel. 031 398 18 30, Fax 031 398 18 23
verlag.bern@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf
Gaswerkstrasse 56, 4900 Langenthal
Tel. 062 919 15 15, Fax 062 919 15 55
abo.reformiert@merkurdruck.ch
Einzelabos (12 Ausgaben/Jahr): Fr. 20.–

Druckvorstufe Gemeindebeilagen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf
reformiert@merkurdruck.ch

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 11/2018

3. Oktober 2018
Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Portrait

Wertschätzung ist ihr Lohn genug

Pflege Désirée Sala betreut ihre Mutter schon lange daheim. Dafür muss sie auf viele Freiheiten verzichten, doch es fühlt sich für sie richtig an.



Seit die Mutter im Rollstuhl ist, muss Désirée Sala nicht ständig Angst haben, dass sie ihr wegläuft. Foto: Roland Tännler

Geht Désirée Sala mit ihrer Mutter spazieren, kommt der anstrengendste Teil zuerst. Die 57-Jährige rollt die 85-Jährige in ihrem Rollstuhl vor die fünf Stufen, die zur Haustür hinunterführen, und spannt den Stuhl im elektrischen Treppensteiger ein. Dann hält sie die Griffe des Rollstuhls fest, während das Gerät den Stuhl die Stufen hinunterhebt. Unten dreht sie den Rollstuhl um 180 Grad herum und zieht die Mutter rückwärts über einen Absatz zur Tür hinaus, die Rampe hinunter auf den Vorplatz.

Es ist ein Kraftakt. Doch Désirée Sala macht ihn jeden Tag. An der frischen Luft entspannen Mutter

und Tochter auf den vertrauten Wegen entlang der Aare.

Der kalte Kaffee ist zu heiss

Vor zwei Jahren ging die Mutter noch am Arm der Tochter eingehakt, doch ein Schlaganfall verwies sie in den Rollstuhl. Das hatte für die Tochter paradoxe Folgen. Einerseits muss sie die Mutter nun körperlich stark unterstützen. Ihre Praxis im Erdgeschoss gab die Heilpraktikerin auf, um Platz für das Pflegebett zu schaffen. Andererseits bekam sie eine Freiheit dazu: Ihre Mutter, bei der nach dem Tod ihres Mannes vor 15 Jahren Demenz diagnostiziert wurde, konnte

nicht mehr weglaufen. «Gell Mami! Ich muss nicht mehr ständig anpassen, ob du eine Türe öffnest!»

Am Stubentisch erzählt Désirée Sala, wie es kam, dass sie ihre Mut-

.....
Désirée Sala, 57

Sala zog nach ihrer Studentenzzeit wieder bei ihren Eltern in Veltheim AG ein, nicht zuletzt weil ihr Vater schwerkrank war. Vom Informatik- über das Theologiestudium landete sie in der Privatwirtschaft und schliesslich in der Heilpraxis. Sie ist in Geroldswil aufgewachsen.
.....

ter praktisch rund um die Uhr betreut. Diese löffelt neben ihr langsam ihr Frühstücksmüsli. Als die Tochter sie anspricht und ihre Hand streichelt, schaut sie auf. «Vergiss den Kaffee nicht!» Die Mutter antwortet, er sei zu heiss. Die Tochter lächelt. «Er ist kalt!» Sie trägt vieles mit Humor. «Ohne lachen zu können, würde ich das nicht schaffen.»

Als die Mutter damals gelähmt im Spitalbett lag, rieten die Ärzte der Tochter, sie in ein Pflegeheim zu geben. Das kam für Désirée Sala nicht infrage. Sie sagt: «Ich will nicht, dass meine Mutter parkiert wird und niemand Zeit für sie hat. Sie soll nicht gefüttert werden, nur damit es schneller geht.» Zu oft sah

.....
«Ohne auch einmal lachen zu können, würde ich das alles nicht schaffen.»
.....

sie Menschen in Pflegeheimen allein vor sich hindämmern. Mit Hilfe der Spitex, der Schwester und ein bis zwei Tagen Tageszentrum pro Woche ermöglicht sie ihr das Leben daheim. «Ich bin fest angebunden, doch ich spüre Mamis Wertschätzung. Es fühlt sich richtig an.»

Die vertrauten Geschichten

Salas Zeitplan ist eng. Wie immer ist sie heute um 4.30 Uhr aufgestanden, um Haushalt und Büroarbeit zu erledigen. Um 7 Uhr nahm die Spitex die Mutter auf für die Körperpflege. Seither ist die Mutter beim Frühstück. Eine Stunde braucht sie fürs Müsli. Wenn sie gleich wie immer im Rollstuhl eindöst, macht die Tochter Besorgungen, besucht Klienten daheim. Um 11.30 kocht sie das Mittagessen und sitzt mit der Mutter wieder eine Stunde am Tisch. Danach näht sie Taschen, die sie online verkauft. Die Mutter wird dabeisitzen und Geschichten erzählen, die ihre Tochter viele Male gehört hat. Und nach ihr rufen, wenn sie mal kurz in den Garten oder die Küche geht. Um 14.30 Uhr kommt wieder die Spitex. Und schon bald ist Zeit fürs Znacht, die dritte Stunde am Esstisch.

Liegt die Mutter abends im Bett oder übernachtet im Tageszentrum, geht Désirée Sala auch mal weg. Ferien macht sie schon lange nicht mehr. Sie sagt: «Das ist okay. Wenn sie weg ist, fehlt sie mir. Dann ist es zu ruhig im Haus.» Anouk Holthuizen

Gretchenfrage

Sarah-Jane, Schlagersängerin

«Dann stehe ich da vorne am Taufstein und singe»

Wie haben Sies mit der Religion, Sarah-Jane?

Wenn Sie mit Religion die Kirche meinen, dann muss ich gestehen: Ich bin zwar getauft und konfirmiert, aber in die Kirche gehe ich nur, wenn ich als Sängerin engagiert werde. Vor gut drei Monaten habe ich geheiratet, auch das nicht in der Kirche. Aber ich bin ein Naturkind, bin viel im Wald und lasse mich verzaubern – von der Schönheit alter Bäume zum Beispiel. Dieser Ort ist für mich viel eher ein Gotteshaus als ein altes Gemäuer. In der Natur spüre ich das Leben.

Warum gehen Sie seit der Konfirmation nicht mehr in die Kirche?

Weil ich die Gottesdienste sehr konservativ finde und die Predigten leider oft langweilig. Ich fände schön, wenn es mehr Musik gäbe und mehr gesungen würde. Und zwar richtig, aus voller Kehle, so, wie man es von den Gospelchören in den USA kennt.

Sie werden bei Hochzeiten und Beerdigungen als Sängerin engagiert.

Ja, seit einiger Zeit werde ich oft angefragt, ob ich Leonard Cohens Lied «Hallelujah» singen würde, was ich sehr gerne mache. Da stehe ich dann vorne beim Taufstein, neben mir das Brautpaar, und lasse meine Stimme durch die Kirche klingen. Das ist ein tolles Gefühl, in dieser Akustik und mit der Orchesterbegleitung ab Band den Raum zu füllen. Kürzlich sang ich aber bei einer Abdankung eines Fans von mir, das war sehr emotional, und ich musste mit den Tränen kämpfen. Ansonsten ist es immer sehr stimungsvoll und schön für mich.

Sie kombinieren Ihre beiden Berufe, wie machen Sie das?

Ganz einfach: Von Montag bis Freitag bin ich Coiffeuse, und am Wochenende bin ich Chanteuse. Das ist ideal für mich, und ich bin sehr dankbar, dass auch das Singen seit mittlerweile fünfzehn Jahren mein Beruf ist. Überhaupt hatte ich immer viel Glück im Leben. Das ist nicht selbstverständlich.

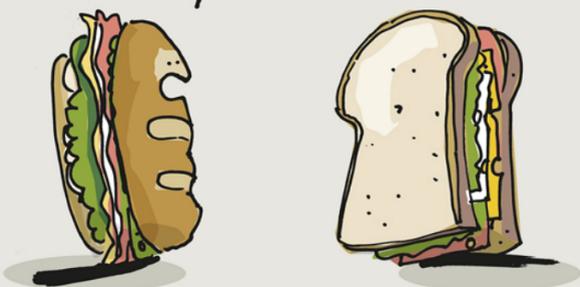
Interview: Katharina Kilchenmann



Sarah-Jane, 1985 in Indien geboren, wuchs in der Schweiz auf. Ihr neues Album: «Magic Moments» Foto: Kressig

Christoph Biedermann

Ach wär ich doch ein Pausenbrot wie du und nicht ein Business Lunch...



Tipp

Schlossführung

Im Kerzenschein durchs Schloss

Mit flackernden Kerzenlaternen durch das dunkle, stille, winterliche Schloss wandeln und in lichtlosen Gewölben, Kammern, Korridoren und Sälen den unheimlichen Geschichten von Geisterspuk und ruhelosen Seelen lauschen: Dieses schaurige Erlebnis findet einmal mehr im Schloss Oberhofen am Thunersee statt.

Viele Märchen und Sagen berichten von gespenstischen Ereignissen in verwunschenen Schlössern und verlassen Häusern. In der romantischen Schlossanlage in Oberho-

fen, mit dem um 1200 erbauten Bergfried, ist schon viel passiert. Die Geschichten der ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohner sind präsent, auch wenn sie schon längst vergangen sind.

Im Schein der Kerzenlaternen tauchen Sie abends in die einzigartige Stimmung innerhalb der schweigenden Schlossmauern ein. An verschiedenen Stationen erzählt der professionelle Geschichtenerzähler und Sagenwanderer Andreas Sommer Spuk- und Geistergeschichten. Ein Erlebnis für Erwachsene, das unter die Haut geht. ki

Abendführung mit Kerzenlaternen, mit dem Sagenzähler Andreas Sommer. 31. Oktober, 20 Uhr. Eintritt: Fr. 15.–. Anmeldung: info@schlossoberhofen.ch